This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Kriegsbriefe
aus Südwest-Afrika

von A. Wiegand.

H. W. Schmidt's
Verlagsbuchhandlung
Gustav Tauscher, Jena

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Kriegsbriefe aus Südwestafrika.

Digitized by Google

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

General von Trotha.

Digitized by Google

Kriegsbriefe aus Südwestafrika

von

Arth. Wiegand.

Mit 8 ganzseitigen Bildern.

Jena
H. W. Schmidt's Verlagsbuchhandlung, Gustav Tauscher.
1906.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
372077
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1934 L

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Wo ein deutscher Mann in treuer Pflichterfüllung für sein Vaterland gefallen ist und begraben liegt und wo der deutsche Aar seine Fänge in ein Land geschlagen hat, das Land ist deutsch und soll deutsch bleiben.

Kaiser Wilhelm II.

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsch-Afrika.

Deutsch-Afrika, ob auch von dir
Uns trennt der Ozean,
Wie Heimatküste mutet schier
Dein fremder Strand uns an.
Die Palme grüßt herüber dort,
Wo mancher Held uns ruht,
Ja, uns gehörst du fort und fort,
Erkauft durch deutsches Blut.

Des Sohns gedenkt das Vaterland,
Schläft er auch fern allein:
Sein stilles Grab im heißen Sand
Wird nie vergessen sein!
Der Siedler kränzt mit dunklem Grün
Den Hügel Jahr um Jahr,
Da reich ihm seine Felder blühn
Im Frieden immerdar.

Sie hielten, was sie kühn gelobt,
Im starken Herzen treu;
Ihr Wagemut, gar oft erprobt,
Begeistert stets uns neu.
Solang' ein Segel wird gesehn
Der hohen Brandung nah,
Das stolz läßt unsre Fahnen wehn,
Bleibt uns Deutsch-Afrika.

Martin Greif.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Wohl selten haben Deutsche in einem Kriege ihre Soldatenpflicht heldenhafter erfüllt als unsere Brüder, die dort in Südwestafrika in todesmutiger Tapferkeit den Aufruhr der Herero und Hottentotten niederschlagen. In keinem europäischen Kriege haben Truppen solche Strapazen zu erleiden gehabt. Die weiten, weiten Märsche in der dort zu Lande herrschenden Glut, in der alles versengenden Hitze, die furchtbaren Durstqualen, der jähe Wechsel der Temperatur, der Tau der kalten Nächte, das Schlafen auf Steinen und Sand, die zerfetzte Uniform, die zerrissenen Stiefel, nicht am letzten die oft tagelang währenden Kämpfe, die den Verwundeten, die nicht von den Kameraden in Sicherheit gebracht wurden, stets den schrecklichen Tod von Mörderhänden der Aufständischen brachten, die Durstritte in das Sandfeld, die furchtbaren Mühen der Proviant- und Munitionstransporte und alle die anderen Schwierigkeiten haben die größten und schwierigsten Anforderungen an unsere Truppen gestellt. Mit Stolz können wir aber auf die bewundernswerten Leistungen der Führer und Mannschaften blicken, die ihr Leben, ihre Gesundheit für die Ehre des Vaterlandes in die Schanze geschlagen haben.

Als Lehrer von deutschen Jungen habe ich es deshalb für meine Pflicht gehalten, diese auf die Heldentaten

Stechert Je 8/06

Digitized by Google

unserer Afrikakämpfer aufmerksam zu machen. Die vorliegenden Kriegsbriefe waren auch nur für meine Schuljungen geschrieben. Wenn wir uns nun so mühsam durch die Lehre vom Bindewort, Rabatt in und auf Hundert, oder wie die Knackmandeln für einen 12- und 13jährigen Knaben alle heißen mögen, hindurchgeschlagen hatten, dann wurde einmal ein Kriegsbrief vorgelesen und aller Ärger von vorhin war verschwunden, wenn ich in die blitzenden stahlblauen Augen meiner Jungen sah. Ja, sie waren für die südwestafrikanischen Kämpfe begeisterter als mancher Erwachsene, der wohl Bewunderung für die Leistungen fremder Völker hat, aber den Söhnen des eigenen Volkes für vollbrachte Heldentaten kein Ruhmesblatt zu reichen für nötig hält. Für die großen weltgeschichtlichen Ereignisse in Ostasien hatte man Interesse, aber auf die Vorgänge in Südwestafrika blickte man mürrischen Gesichtes und berechnete nur in Krämerart das viele Geld, das unsere Kolonien kosteten. Nun, meine Jungen sind anders, möchten sie auch so bleiben! Sie haben noch ihre Freude an deutscher Kraft und Tapferkeit, wie sie sich dort auf dem heißen Sande in Afrika, in Wüste und Busch, unter Durst und Hitze gezeigt haben. Und wenn sie im Geiste beim Anhören der Kriegsbriefe unter lautem Hurra- und Siegesgeschrei die Klippen erstürmten, den Feind in die Flucht schlugen und dann an der Wasserstelle an einem Trunke sich erquickten, dann habe auch ich meine Freude an diesen echten deutschen Jungen gehabt und die Klagen des Klassenlehrers von nebenan wenig beachtet, wenn er sagte: „Höre, deine Bengels haben in dieser Stunde mal wieder getobt, daß ich ganz erschrocken vom Katheder aufgefahren bin."

Die Kriegsbriefe, die ich nur auf Wunsch der Öffentlichkeit übergebe, sind auf Grund von amtlichen Meldungen,

Digitized by Google

Generalstabsberichten, wie solche im Militär-Wochenblatt veröffentlicht wurden, Familienbriefen, interessanten Schilderungen des Landes usw. verfaßt worden. Dem Herausgeber der „Deutschen Zeitung", Herrn Dr. Fried. Lange in Berlin, dem schneidigen Kämpfer für reines Deutschtum, der es sich in seiner Zeitung sehr angelegen sein läßt, eine sorgsame Berichterstattung über den Verlauf und die Bekämpfung des Aufstandes in Südwestafrika zu pflegen, dankt der Verfasser besonders für die freundliche Erfüllung seiner Bitte, einige Artikel haben benutzen zu dürfen.

Bei der Niederschrift der Briefe kam es dem Verfasser weniger darauf an, eine bis ins kleinste und einzelnste gehende wahrheitsgetreue Schilderung der Kämpfe zu geben, sondern mehr auf das Herausgreifen der Momente, die imstande waren, bei der Jugend Begeisterung für die Heldentaten unserer Soldaten zu erwecken und Liebe zu einer „unserer besten Kultureinrichtungen", zu dem deutschen Heere zu pflanzen.

Für die schöne Ausstattung des Buches gebührt dem Herrn Verleger der herzlichste Dank.

Möge das Buch eine nachsichtige Beurteilung finden, einigen Nutzen schaffen, die Leser erfreuen, besonders aber Liebe zu deutschem Heldentume fördern helfen.

Euch aber, liebe Jungen, denen zuliebe dieses Buch geschrieben ist und die ihr zuerst meine begeisterten Zuhörer wart, euch rufe ich auch nochmals an dieser Stelle zu: Wachset in der Liebe zu eurem Vaterlande und Volke und befolgt den Spruch des alten Moltke:

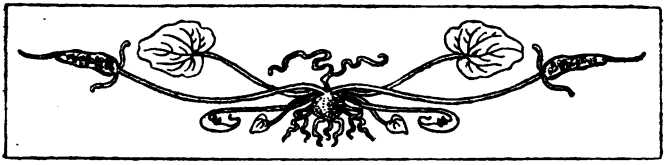
„Alle Zeit treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit!"

Altenburg, den 15. Januar 1906.

Arthur Wiegand.

Digitized by Google

Digitized by Google



Lieber Freund!

Ja, lieber Freund, sieh' nur flugs noch einmal auf die letzte Seite des Briefes nach dem Namen und sei versichert, daß es wirklich Dein Freund Karl ist, der Dir von hoher See jetzt diesen Brief schreibt. Nicht wahr, Du bist erstaunt und machst ein höchst verwundertes Gesicht, über das ich, ohne es zu sehen, herzlich lachen muß. Doch beruhige Dich, lieber Freund, sei versichert, daß ich nicht heimlich entwichen bin, um in den Urwäldern Amerikas ein Abenteurerleben zu führen, wie wir es als Schuljungen uns geträumt und sehnlichst herbeigewünscht haben. Weißt Du es noch, wie wir einst in Großvaters Gartenhäuschen eine so schöne wilde Stunde verträumt haben? Wie das Häuschen unsere Blockhütte im Urwalde war, darin wir uns vor den verfolgenden Indianern geflüchtet hatten und gegen die wir uns nun heiß verteidigen mußten! Wir hörten ja wirklich das Kriegsgeheul der Rothäute, wie sie unter Menatongo, dem Falkenauge, die Türen und Fenster einzuschlagen drohten! Ich sehe noch jetzt Deine wildglühenden Augen und höre noch jetzt Deinen gräßlichen Schreckensruf, als Du plötzlich aufsprangst und schriest: „Nimm die Axt zur Hand, jetzt brechen sie zum Dache herein!" Mit einem Knüppel standst du Da und sahest drohend zur Decke empor. Ich

Digitized by Google

glaube, ich hatte auch wirklich die Axt ergriffen. Bei Gott, das war eine schöne Stunde!

Schlechter ging es uns ja hinterher, als wir versteckt in einer Ecke des Häuschens heimlicherweise die Friedenspfeife rauchten. Höre, so matt wie damals war ich vor einigen Tagen nicht, als ich die Seekrankheit bekam. Diese Friedenspfeife werde ich niemals vergessen und auch den Tobak nicht, den ich danach von meinem Großvater in Form von ungebrannter Holzasche empfing. Aber was schadet's? Unsere Indianerkämpfe sind mir doch eine schöne Erinnerung geblieben.

Und nun denke Dir, jetzt will ich wirklich kämpfen, will jetzt wirklich in einen richtigen Krieg hinausziehen, wo die blauen Bohnen zischen; will kämpfen für mein Vaterland, für meinen Kaiser und für meine deutschen Brüder, will dort in Südwestafrika gegen die wilden Hererostämme zu Felde liegen und die Büchse spannen.

Warum der Krieg geführt wird, weißt Du ja, davon haben die Zeitungen ja auch genug geschrieben und ich meine, es versteht sich von selbst, daß wir unseren deutschen Brüdern dort drüben zu Hilfe kommen, damit sie ihr Leben nicht einbüßen und ihr Gut vor Räuberhand bewahrt bleibt. Wozu hat denn auch das Deutsche Reich die Soldaten? Wir dürfen doch nicht dulden, daß diese schwarzen Bestien der Herero die Kinder und die Frauen unserer deutschen Brüder schänden! Denke Dir, wenn meinetwegen in einer einsamen Farm in diesem weiten Lande ein Kind nach Vater und Mutter jammert, die ihm erschlagen worden sind, und nun kommt zähnefletschend so ein schwarzer Teufel, der noch ärger ist, als der Teufel in der 7. Bitte von Luthers kleinem Katechismus, und vergreift sich an diesem Kinde, schändet es und erschlägt es! Sollten wir dann nicht Rache nehmen an diesem Kerl?

Digitized by Google

So schlecht vergangen hat sich aber das ganze Volk der Herero, drum muß es bestraft werden. Und ich sage Dir, meine blauen Bohnen sollen die schwarzen Kerle schon schmecken, ich will ihnen schon das schwarze Blut aus dem Leibe zapfen, daß sie ganz bleich und matt werden sollen. Diesen Mördern gebührt kein Pardon! „Na ja, das ist ja alles recht gut, daß du so tapfer sein willst, aber erzähle mir doch erst, wie das so schnell gekommen ist, daß du jetzt nach Südwestafrika ziehst? Warum hast du mir nicht früher geschrieben und nicht Abschied von mir genommen?“ So wirst Du fragen, lieber Freund. Nun, Du glaubst es mir wohl, wenn ich Dir schreibe, daß einem sich zum Krieg rüstenden Soldaten nicht ein Quentchen Zeit übrig bleibt; das ewige Hin- und Herlaufen mit Sachenabgeben und Sachenempfangen, die Abreise nach dem Truppensammelplatz, die Einteilung und Formierung in die Kompagnie-, Bataillons- und Regimentsverbände und die ersten Übungen machen schließlich den stärksten Mann müde und matt. Am Abend waren wir wirklich jedesmal froh, die Falle aufsuchen zu können. Du wirst es mir daher nicht sonderlich übelnehmen, wenn ich es unterließ, Dich von meinen Absichten zu unterrichten. Freilich sollte so etwas nicht unter guten Freunden vorkommen, aber dafür verspreche ich Dir nun regelmäßig alle 6—8 Wochen einen Kriegsbrief zu senden. Bist Du es zufrieden?

Wie ich nun dazu gekommen bin? Höre, das ging recht fix. Standen wir eines Morgens auf dem Exerzierplatze und kloppten die schönsten Griffe, packten so recht derb und kräftig in das Eisen, daß an unseren Schultern die schönsten Vergißmeinnichtblümchen wachsen sollten. Den alten ausgedörrten Gewehrkolben drückten wir so stark, als ob wir Wasser aus demselben pressen wollten.

Digitized by Google

Da kam unser Hauptmann mit dem Major geritten. Die Kompagnie wurde zusammengezogen und der Alte hielt folgende Ansprache:

„Leute! Wie ihr schon wißt, ist in unserer Kolonie Südwestafrika Aufruhr ausgebrochen. Die schwarzen Banden der Herero haben gemordet, gestohlen, die lebenden Ansiedler und die Soldaten in schwere Bedrängnis gebracht. Unser oberster Kriegsherr hat deshalb befohlen, daß aus der Landarmee Truppenverbände gebildet werden, die dort in Südwestafrika den Aufstand niederschlagen sollen. Leute, unser oberster Kriegsherr und das deutsche Volk erwartet von seinem Heere, daß es seine Schuldigkeit tut. Die Truppenverbände sollen zuerst aus freiwillig sich meldenden Mannschaften und Offizieren gebildet werden. Ich habe den Befehl erhalten, auch euch zu fragen, wer sich freiwillig zur Kolonialtruppe meldet. Also: Freiwillige zehn Schritt vor die Front!"

Was denkst du, wieviel Freiwillige sich wohl gemeldet haben? Wie auf Kommando marschierte die ganze Kompagnie im strammen Schritt zehn Schritt vorwärts. Da hättest du aber unsern Hauptmann sehen sollen! Er wuchs förmlich im Sattel, seine Augen leuchteten und voll Stolz blickte er auf die Kompagnie. Auch der Major freute sich darüber. „Na Jungens," sprach der Hauptmann, „ich freue mich, daß ihr so echt soldatischen Geist habt und alle mit hinaus wollt; aber soviel können wir nicht brauchen, soviel bewilligt der Reichstag nicht. Drei Mann höchstens von unserer Kompagnie. Nehmen also diejenigen Gewehr über . . ." Der Hauptmann hatte seinen Satz noch nicht vollendet, da stand seine Kompagnie wieder mit Gewehr über da.

„So kommen wir zu keinem Ziele!" sagte der Major jetzt abwehrend. „Ziehen Sie die drei besten Leute heraus

Digitized by Google

und schicken Sie dieselben zur Befehlsausgabe!" Siehe, lieber Freund, so bin ich nun dazu gekommen und das paßt mir recht gut, denn Du weißt ja, wie gern ich große Reisen mache und wie gern ich Soldat bin. Da das Kriegführen zum Waffenhandwerk gehört, so versteht es sich wohl auch von selbst, daß ich mit hinausziehe.

Nachdem wir nun in Münster eingekleidet worden waren — unsere Tropenuniform mit dem großen Burenhute ist recht kleidsam und praktisch, ich werde bei der nächsten Gelegenheit, wenn ich einen Photographen erwische, Dir mein Bild senden — sind wir in Hamburg an Bord gegangen. Nun sind es schon acht Tage her, daß ich auf hoher See bin.

Doch laß Dir erzählen, lieber Freund, wie es mir auf meiner bisherigen Seereise ergangen ist! Welch' einen herrlichen Anblick mir der Hafen mit seinen vielen Schiffen gewährt hat, kannst Du Dir lebhaft denken. Ich hielt es immer für Übertreibung, wenn ich von einem Mastenwald las; aber, lieber Freund, es ist wirklich ein kaum übersehbarer Wald von Schiffsmasten, die hier im Hafen auf den schwankenden Wassern wachsen. Ein solcher Anblick läßt sich auch nicht annähernd in einem Briefe schildern, das muß man selbst gesehen haben und ich rate Dir, steck' Geld in Deinen Beutel und sieh dir einmal einen Hafen an.

Eine große Menschenmenge begrüßte uns, als wir vom Bahnhofe in festem Schritt und Tritt nach dem Ankerplatze unseres Schiffes marschierten. Eine Reihe Offiziere vom Landheer und von der Marine waren bereits anwesend, denn Seine Majestät unser Kaiser wollte seinen Soldaten vor ihrer Ausreise noch Lebewohl sagen. Wir hatten gar keine Zeit, unsere Augen einmal ungebunden umherschweifen zu lassen, denn kaum hatten wir Paradeaufstellung genommen, als Seine Majestät erschien.

Digitized by Google

Ich konnte ihm gerade in das tiefernste Angesicht sehen, als er seine markigen, kräftigen Worte sprach. Junge, das ging zu Herzen, eiskalt lief es mir zum Rücken herunter, als er uns an unseren Fahneneid erinnerte und uns auf unsere Pflichten aufmerksam machte. „Macht dem deutschen Namen Ehre und denkt daran, daß ihr euch mit eurem Blute dem Vaterlande und eurem Kaiser verschrieben habt! Lebt wohl, Soldaten!" Seinen Blick, seinen Herrscherblick werde ich zeitlebens nicht wieder vergessen. Jetzt glaube ich selbst, daß uns das Ausland um unseren Kaiser beneidet. Nachdem Seine Majestät uns wieder verlassen hatte, hieß es „an Bord gehen!"

Bald sahen wir denn auch den mächtigen Schiffsrumpf vor uns liegen, der uns nun aufnehmen und in die Ferne bringen sollte. Lieber Freund! Es ist doch ein eigentümliches Gefühl, wenn dein Fuß zum erstenmal den festen Boden verläßt und in ein schwankendes Schiff tritt. Freilich, lange träumerische Gedanken konnten wir beim Eintritt in das Schiff nicht hegen, denn schon wurden uns unsere Plätze und Räume angewiesen, wir mußten die Gewehre in die dafür vorgesehenen Gerüste stellen, schnallten ab und brachten und legten alles vorschriftsmäßig hin, wohin es gehörte. Das Laufen der Mannschaften im Zwischendeck und die halblauten Kommandos ließen mich auf Deck jagen. Nun konnte ich auch vom Schiffe aus den Hafen ansehen. Da lagen nun alle die meist grau angestrichenen Schiffe, ohne Masten und mit Masten an ihren Bojen. Dort entstiegen dem Schornsteine eines Schiffes dichte Rauchwolken und bald darauf wendete es langsam vom Ufer ab. Weiter hinten dehnte und streckte sich die Hafenstadt und ein Lärm und Schreien und Befehlen erfüllte die Luft und machte einen ganz taub. Du

Digitized by Google

solltest nur sehen, was wir Landratten für Gesichter machten bei dem Anblick dieses Treibens.

Gegen 2 Uhr nachmittags sollte unser Schiff auslaufen. Jetzt herrschte reges Leben auf demselben. Alle Mannschaften und Offiziere waren an Deck. Nur kurze Zeit dauerte es noch, dann mußten wir abfahren. Bald darauf flatterte denn auch ein Signal auf, wir bemerkten, wie unser Schiff von der Boje losgemacht wurde, wir vernahmen im Schiff das Klingeln des Maschinentelegraphen, wir hörten das Stampfen der Schiffsmaschine, wie sie ihre dumpfe, schwere Arbeit verrichtete. Langsam setzte sich unser Schiff jetzt in Bewegung. Vom Lande her erscholl von der dort aufgestellten Matrosenkapelle das Abschiedslied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus!" Das Publikum am Hafen schwenkte die Hüte und Tücher, Matrosen, die auf den anderen Schiffen waren und auf den Segelstangen standen, riefen „Hurra" und dann ging's hinaus ins offene Meer.

Ich hatte mir ein Plätzchen gesichert, wo ich nicht gut von meinen Kameraden gesehen werden konnte, denn, lieber Freund, als das Schiff sich in Bewegung setzte, flogen meine Gedanken doch nach der Heimat. Dachte ich doch an meine Eltern und Geschwister, an Dich, an unseren Wald, an unser Gärtchen und — ich brauche mich wohl nicht zu schämen — ein paar Tränen perlten mir doch über das Gesicht. Teure Heimat! Diese Worte kamen mir nicht aus dem Sinn und in diesem Augenblicke habe ich gelobt, mein Vaterland, meine Heimat nie zu vergessen.

So ein alter Schiffsbär hatte aber doch meine Tränen gesehen, denn als ich so in das Wasser und nach dem Hafen zurücksah, klopfte er mich auf die Schulter und sagte:

Digitized by Google

„Weine nicht, mein Lieber, du bist überall daheim. Dort drüben bist du auch in einem deutschen Lande. Du bist auch auf Afrikasand daheim!"

Frisch strich ich mir das Heimweh aus den Augen, um nicht etwa von meinen Kameraden gehänselt zu werden. Doch sieh, als ich mich herumdrehe, sitzt hier einer und weint für sich hin und dort sitzt einer und hat den Kopf in die Hände verborgen, und unserem Leutnant, der sich noch vor Bordgehen so herzlich von einem jungen weinenden Fräulein, das an der Seite einer älteren Dame stand, verabschiedete, sah man es auch an, daß er die Lippen zusammenbeißen mußte. Sehnsüchtig blickte er nach dem weißflatternden Taschentüchelchen. Doch auch der Leutnant rückte sich zurecht und als er sah, daß wir nach ihm blickten, schnauzte er uns an, als ob wir Landesverrat begangen hätten. Das war aber nur, um den Schmerz zu verbergen. Ich hatte es wohl gemerkt!

Immer weiter blieb das Land hinter uns, immer weiter ging es in das Meer hinein. Ein Feuerschiff nach dem anderen verschwand und bald wurden wir es denn auch an der Farbe des Wassers gewahr, daß wir draußen auf dem Meere waren. Beim letzten Feuerschiff verließ uns auch der Lotse.

Wir hatten eine ruhige Fahrt, aber diese fortwährende Bewegung von einer Seite zur andern machte doch auch unseren Magen schwankend. Immer bleicher wurden die Gesichter und immer mehr Mann beugten sich über das Schiff hinaus. Auch mir war es gottsjämmerlich zumute. Es wurde mir immer elender, ich konnte mich fast nicht mehr auf den Beinen erhalten.

Da begegnet mir der Seebär wieder, sieht mich an und spricht: „Na, wirst doch die Fische nicht futtern!" Es half aber nichts, ich mußte dem Meere meinen Tribut

Digitized by Google

zahlen. Den andern Tag ging es mir schon besser und am folgenden Tage war ich so mobil, wie in der schönsten Urlaubszeit.

Nun habe ich mir auf dem Schiffe erst so recht alles ansehen können.

Wer sich noch nie an Bord eines größeren Dampfers befunden hat, kann sich von dem Leben daselbst schwer ein Bild machen, geschweige denn davon, wie auf dem Wasser ein großer Militärtransport aussieht, bis er es selbst erlebt hat. Ein seltsames Kleid hat das stolze Schiff für seine Aufgabe erhalten. Wo sich sonst wohl müßige Passagiere ergehen, hat man rohe Holzkonstruktionen aufgeführt und in ihnen steht Pferd an Pferd, eingepfercht wie Heringe in einer Tonne. Das soll aber so sein, sie müssen bei hohem Seegange fest eingespannt sein und dürfen ihrem Erstaunen über das ewige Gewackel des Bodens nicht allzu lebhaften Ausdruck geben. 500 Pferde sind in den unteren Räumen einquartiert, alle mit dem Kopfe nach dem Gange gekehrt; sie fressen mit anerkennenswertem Appetit, knabbern alles irgend erreichbare Holz an, wundern sich und geben sich dem Genusse der Seereise hin.

Täglich einmal erschallt wildes Dröhnen durch den Rumpf des „Kahnes". Da werden die Tiere dicht hintereinander treppauf, treppab geführt. Die Treppen sind natürlich zu Rampen umgewandelt. Auch um das Deck herum werden die Pferde geführt, um Luft zu schöpfen und sich die Beine zu vertreten. Die ersten Tage hatten einige Kameraden um diese Stunden herum ihr Ruhebedürfnis gesucht. Natürlich konnten sie nicht schlafen und nun kamen sie wutentbrannt auf Deck gestürzt und fluchten wie die Landsknechte. Endlich gaben sie als die Klügeren und Schwächeren nach. Das Herumführen der Pferde

Digitized by Google

muß sein, denn sollen sie vollzählig an den Bestimmungsort kommen, und das ist gewissermaßen Ehrensache, so muß auch das Nötigste für ihre Gesundheit getan werden und dazu gehört eben das Spazierenführen.

Der Kapitän muß daher manches in Kauf nehmen, was er sonst nicht kennt. Täglich bedauerte er sein Schiff, das sonst am Tage nach dem Auslaufen, wie er sagte, an Reinheit einem Spiegel gleicht. Jetzt aber liegt Heu, Stroh und alles mögliche herum. Auch, daß das ganze Schiff, einen zarten Stallgeruch angenommen hat, gehört nicht für jede Nase zu den Annehmlichkeiten, aber das ist eben nicht zu ändern.

Mancher von uns trägt stolz die Chinamedaille auf der Brust; wieder treibt ihn sein eigener Wille hinaus in die weite Welt.

Es ist eine eigenartige Sache, wenn man zum ersten Mal im Leben die fremdartigen Bilder so vorbeihuschen sieht. Vor ganz wenigen Tagen waren wir noch in Hamburg und nun liegt schon wieder die englische Küste mit ihren leuchtenden Kreidefelsen hinter uns. Wild und zerrissen präsentierte sich die Nordwestecke Frankreichs, ein starrer baumloser Fels, ein arger Gesell. Hier sahen wir auch ein untergegangenes Schiff. Vorderteil und Schornstein ragten noch heraus, das Hinterteil war bereits den Fluten verfallen. Immer weiter ging es nun Madeira zu. Hier sind wir nun angelangt und ich versäume nicht, auch dir von dem eigenartigen Leben und Treiben zu erzählen.

Im Morgengrauen war es, als unser Schiff von Süden her in die flache Bucht von Funchal einlief. Da lag die Stadt, märchenhaft schön, umspült von den Wogen der tiefblauen See, eingebettet in eine Fülle von grünen

Digitized by Google

Gärten und dunklen Wäldern, umrahmt von einem Kranz hoher, ernster Berge. Noch lag die Stadt in tiefem Schlummer, aber unser Kommen belebte schnell Land und Wasser. Im Handumdrehen erschien ein mächtiger Kohlenkahn an unserer Seite. Seltsame Gestalten, die mich lebhaft an Affen erinnerten, erfüllten sofort das Deck, um mit wildem Gebrüll Kohlen heraufzuschaffen. Kommandiert waren sie von einem ruppigen Gesellen, dessen kräftige Lunge ihn zu diesem Posten großartig befähigte. Wie vom Himmel gefallen, waren auch schon Scharen von Händlern da, die prachtvolle Früchte und allerlei wertlose Kleinigkeiten ausboten. Da galt es aufzupassen, denn die braven Bewohner Madeiras begnügten sich nicht damit, ihre Opfer kräftig über das Ohr zu hauen, sie stahlen auch wie die Raben. Nichts war vor ihnen sicher, brauchen können sie alles; sogar von außen sollen sie mit langen Haken durch die Kabinenfenster an das Erwünschte heranzukommen verstehen. Wir sind gut weggekommen, vielleicht, weil wir gewarnt worden waren.

Hunderte von kleinen Nachen wimmelten um uns, wie die Fliegen um das Pferd; braune Jungen streckten die Hände nach oben und forderten uns mit kräftigem Geschrei auf, ihnen Geld hinunterzuwerfen. Nach jedem Geldstück tauchten sie wie der Blitz unter und mit unfehlbarer Sicherheit brachten sie es wieder ans Tageslicht. Hell ergoß jetzt die Sonne ihr Licht auf das bunte Gewimmel, auf die Häuserzeilen der ansehnlichen Stadt und da wir einige Stunden Landurlaub erhalten hatten, zog es uns ans Land. Was haben wir dort für einen Spaß gehabt, lieber Freund! Wir bestiegen die ortsüblichen Droschken, d. h. viersitzige Schlitten, mit Ochsen bespannt, und in lebhaftem Trabe, zum Teil im Galopp, ging es durch die belebten Straßen dahin. Möglich ist das nur auf dem

Digitized by Google

dortigen Pflaster, das mit unendlicher Sorgfalt aus lauter kleinen platten Steinen zusammengesetzt ist.

Die Umgebung Madeiras prangt in tropischem Baumwuchs, in märchenhaftem Blumenflor. Zwischen den Baumalleen, den Parks und den Gärten hindurch öffnet sich immer wieder der Blick hinab auf den Ozean, wo unser Schiff ankert.

Weniger als die Landschaft erfreute uns die dauernde Begleitung durch eine große Zahl schmutziger bettelnder Kinder, die sich mit unglaublicher Zähigkeit an uns hängten. Die meisten waren direkt häßlich, nur einige sahen frisch und nett aus.

Wir waren mit unseren Ochsenschlitten weit hinauf in die Berge gekommen. Das Gebahren der Ochsentreiber, die unter unausgesetztem Gebrüll die Ochsen vorwärts trieben, amüsierte uns. Das Gebrüll wirkte ansteckend, einige von uns konnten der Versuchung nicht widerstehen, in erfolgreiche Konkurrenz einzutreten und auf Portugiesisch mitzuschreien. An jedem Schlitten sprang ein schmieriger Bursche wie verdreht hin und her, und ließ jetzt die rechte, jetzt die linke Kufe über einen fettgedrängten Lappen laufen. Das verhinderte aber nicht besonders bei der Talfahrt, daß dichte Rauchwolken von den Kufen emporwirbelten. Zu unserem Erstaunen zeigte die Straße bis hinauf in die wilde einsame Gebirgslandschaft das tadellose Pflaster. Nach der Ochsentour begaben wir uns zur Stadt und das geschah in einer ganz eigenartigen Weise. Wieder mußten wir Schlitten besteigen, diesmal nicht mit Ochsen bespannt, sondern von hinten durch zwei Mann mit Stricken gehalten und dann ging es in rasendem Tempo auf den engen, steilen, glatten Pflasterstraßen immer zwischen hohen Mauern hinab. Für uns war die Fahrt lustig und wir kamen aus dem Lachen nicht heraus, aber weniger gemütlich muß die Situation

Digitized by Google

für Entgegenkommende sein, denn sie müssen sich dicht an die Mauer klemmen, um die wilde Jagd vorüberzulassen. Die Führer haben allerdings eine unglaubliche Geschicklichkeit darin, den Schlitten plötzlich zum Stehen zu bringen. Das bewiesen sie uns, als unsere Schlitten mit einem kurzen Ruck vor einer Kneipe standen. Heraus kam prompt der Inhaber mit großen Gläsern dunkelbraunen Madeiraweins und unsere Führer machten uns verständlich, daß wir diesen nach der Anstrengung durchaus nötig hätten. Vielleicht dachten die Edlen auch etwas an die eigene Kehle.

Die Stadt macht einen erfreulichen Eindruck, alle Straßen sind hell, freundlich und sauber; die geöffneten Haustüren lassen wohlgepflegte Gärten sehen. Eine Anzahl stattlicher Villen, von Parks umgeben, blicken von hohem Felsplateau auf den Ozean hinaus. Madeira muß ein herrlicher Aufenthalt in jeder Jahreszeit sein. Im Winter wohnen die Leute in der Stadt, im heißen Sommer ziehen sie hinauf in die Berge, wo ewiger Frühling herrscht, wo alle Früchte, außer den Ananas, in jeder Jahreszeit gedeihen. Von unserer Sprache wußte der Eingeborene ebensowenig, wie von der französischen, die wir zu radebrechen versuchten; weiter soll man hier schon mit dem Englisch kommen.

Wir lernten auch Soldaten vom 27. Infanterieregiment kennen, das hier in Garnison liegt. Ich muß sagen, daß die Soldaten einen vorzüglichen Eindruck machten. Fast durchweg waren sie gute Figuren mit klugen Gesichtern, zeigten eine stramme militärische Haltung und waren vorzüglich angezogen. Wir hatten uns bald angegliedert; in Gruppen standen wir zusammen und unterhielten uns, trotzdem keiner des anderen Sprache verstehen konnte.

Fesselnd war das Bild, das sich uns beim Scheiden

Digitized by Google

bot. Tief im Dunkel lag geheimnisvoll die Flut, rings am Gestade schimmerte ein Lichtmeer, das sich terrassenförmig weit hinauf zog an den kaum sichtbaren Hängen, bis darüber nur noch die schwarzen Schatten gigantischer Höhen sich scharf vom Abendhimmel abhoben. Und darüber spannte sich der südliche Sternenhimmel mit seiner Pracht. Mühsam wand sich das Schiff hindurch zwischen stattlichen Schiffen und kleinen Fischerbarken, wir aber standen an Deck und schauten zurück, um bis zum letzten Augenblick nichts von diesem zauberhaften Anblicke zu verlieren.

Seitdem führt es uns ohne Abwechslung, ohne jede Spur menschlichen Lebens, menschlicher Tätigkeit über die unendliche Salzfläche dahin; Madeira erscheint mir aber in der Erinnerung wie ein Traum, wie ein Märchen.

Vielen Spaß haben uns die seemännischen Ausdrücke gegeben, die uns die Matrosen zu erklären suchten. Backgeschirr und Hängematten verstanden wir zuerst. An Bord lebt es sich wirklich recht gemütlich, mag ja sein, daß es uns besonders deshalb gefällt, weil wir nicht viel zu tun haben; man weiß auch nicht so recht genau, was man mit uns anfangen will und so wechselt regelmäßig der Appell mit einigen Freiübungen und einer Instruktionsstunde ab.

Soweit der Dienst es gestattet, sitzen die Leute auf der Back — wir Landratten sagen vorn — und begrüßen die heranrollenden Wogen mit munterem Gesange. Ich denke, die schöne Zeit ist uns noch zu gönnen; da unten in Afrika warten unserer doch noch Strapazen und Entbehrungen genug. Kriegslustig sind wir alle; sähest du uns, wie breitbeinig und breitspurig mancher von uns in den hohen gelben Stiefeln mit den langen Sporen dasteht, wie verwegen ihm der große Hut auf dem Kopfe

Digitized by Google

sitzt und was für ein grimmiges Gesicht er zieht, wie fest der Karabiner umklammert wird, der majestätisch mit der rechten Faust zur Seite gestreckt wird — es fehlt nur noch unter dem Fuße ein zertretener Herero. — Du würdest sagen: Mordskerle seid ihr! Wir aber singen das Lied: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Einen wesentlichen Bestandteil der Bemannung darf ich nicht vergessen, die Kriegshunde. Vierzehn waren es noch kurz vor der Ausreise, jetzt sind es auf unerklärliche Weise wesentlich mehr. Und was für welche! Einige sind wirklich nette Tiere, viel zu schade, um drüben vielleicht bald einen frühen Hundetod zu finden; andere dagegen sind wohl geeignet, den armen Hereros schon durch ihr Aussehen einen gelinden Schrecken einzujagen. Wenn man im Dunkel durch die Räume geht, erschallt jetzt ein klägliches Geheul als Quittung, daß man auf etwas Lebendiges getreten hat, dann fährt eine wilde Bestie auf den Eindringling los.

Eine Erfahrung habe ich gemacht: die übliche Ansicht, daß Hunde besonders zur Seekrankheit neigen, entspricht nicht den Tatsachen. Je höher die See ging, um so besser schien ihr Allgemeinbefinden und besonders ihr Appetit zu sein.

Es ist wunderbar, was solch ein Schiff in seinem Leibe alles birgt. 156 Meter Länge hat unser Schiff und wenn man aus der Tiefe des Maschinenraumes hinaufblickt zum Schornstein, so kommt man sich vor, wie im Treppenhaus eines Berliner Hauses. Über 2000 Mann hat früher das Schiff nach Ostasien transportiert und daneben haben noch alle die unzähligen Kabinen, Räume und Räumchen Platz, die der Dampfer zum täglichen Leben braucht. Da ist ganz unten die Last, sozusagen der Keller, in dem alles verstaut liegt, was man an Bord

Digitized by Google

nicht benötigt. Was einmal dort geborgen ist, kann während der Fahrt keine Macht der Welt zutage fördern. Darüber liegen Proviantträume, ein Kühlraum für enorme Fleischmassen, mehrere Küchen, eine Kantine, eine Bäckerei, eine Druckerei, eine reichhaltige Apotheke, ein Lazarett, vor allem aber der Raum für die Kessel und Maschinen, zwei lange übermannshohe Tunnel, in denen die Schraubenwellen laufen — und neben dem allen muß noch Raum bleiben für Wasser und Kohlen. Wieviel an Kohlen gebraucht wird, möge dir die folgende Zahl zeigen: über 50 Tonnen frißt täglich das Maschinenfeuer, das ist das Gewicht einer Lokomotive. Und die großen Schnelldampfer des Lloyd, die nach Amerika laufen, brauchen viermal so viel, erzählte mir ein Matrose. Man kann in der Tat bange werden um die Kohlenvorräte unserer Erde.

Schnell fliegen die Tage an Bord dahin und Langeweile kennt man nicht.

Da wir ein vorzügliches Essen bekommen und auch recht gut jetzt in der Hängematte schlafen, so bleibt uns fast gar nichts zu wünschen übrig, wenn nicht die verdammten Ratten uns auch des Nachts störten.

Abends stehe ich oft lange an Deck und unterhalte mich mit dem wachthabenden Matrosen oder ich bin allein und sehe hinaus in die helle Nacht und auf das weite, weite, glitzernde und leuchtende Meer. Es bleibt immer schön und lohnend, von Deck oder von der Kommandobrücke hinauszuschauen auf das ewig wechselnde Bild des Ozeans, auf die jetzt tiefblaue, fast unbewegte Fläche mit ihrem eigenartigen Leben. Denn unbelebt ist sie nie. Noch verrät die Temperatur nicht, daß wir längst Europa im Norden hinter uns gelassen haben, noch weht bei Tage ein frischer Hauch und die Abende sind herrlich, mild und

Digitized by Google

kühl, aber bald werden wir es spüren, daß unser Schiff täglich 300 Seemeilen gen Süden zurücklegt.

In den ersten Tagen auf unserer Fahrt sahen wir auch ein Geschwader unserer deutschen Marine, das eine Manöverfahrt unternommen hatte. Du machst Dir gar keine Vorstellung von solchen prächtigen Schiffen. Es war gerade gegen Abend, als wir uns der Flotte näherten, die ihre Lichter zeigte, so daß sie anzusehen war, wie eine schwimmende Stadt. Plötzlich war das Licht verschwunden. Ich wunderte mich darüber, aber der wachthabende Matrose, der lange Zeit bei der Marine gedient hat, erklärte mir dies und sagte: „Da ist abgeblendet worden, das heißt, jedes helle Licht muß nach außenhin vermieden werden, um sich nicht dem Feinde zu verraten. Wahrscheinlich erwartet das Geschwader diese Nacht einen Torpedoangriff; damit die schwarzen unheimlichen Gesellen es nicht finden sollen, fährt das Geschwader abgeblendet. Freilich, sieh' einmal hin, das leuchtende Kielwasser verrät den Booten oft den Aufenthalt und dann folgen gewöhnlich die schönsten Kampfszenen, die sich geradezu prachtvoll ausnehmen." Dann erzählte mir der Matrose so einen Kampf, den ich Dir, lieber Freund, wenn es Dir nur nicht zu langweilig wird, wieder berichten will. „Sobald das Signal „Klar zum Gefecht" auf einem der Schiffe weht, rasseln die Trommeln an Bord und schlagen Generalmarsch. Jeder Mann fliegt auf seinen Posten und in kurzer Zeit geht's gefechtsklar mit voller Fahrt dem Feinde entgegen. Es währt denn auch gar nicht lange, so zittert die Luft von dem Gedröhne der schweren Kanonen. Als würden tausend Bretter zusammengeschlagen, so hört sich fortwährend das furchtbare Schießen an. Gräßlich krachen die Schnelladekanonen dazwischen, es ist kaum zum Aushalten. Die Ohren müssen mit Watte ver-

Digitized by Google

stopft werden, damit das Trommelfell nicht verletzt wird. Unten im Maschinenraum stampft und arbeitet unausgesetzt die Maschine. Auf dem Meere lagert der Rauch und versperrt jegliche Aussicht. Jetzt kommt eine Torpedobootsdivision angestürmt und nun beginnt wieder ein furchtbares Schießen, denn der Angriff muß abgeschlagen werden. Jetzt stürzen sich die Torpedos auf den Feind. Wehe dem Schiffe, das jetzt als Zielscheibe dient, es ist unrettbar verloren. Nach einiger Zeit wird „Das Ganze Halt" signalisiert, es tritt Ruhe ein und bald darauf verläßt die Manöverflotte das Schlachtfeld und begibt sich in Marschformation nach einem der Kriegshäfen oder auf eine der Reeden."

Der Matrose wußte sehr hübsch zu erzählen und ich hätte gern noch einige Zeit aufmerksam zugehört.

Doch, lieber Freund, für heute will ich es nun einmal mit dem Schreiben gut sein lassen, denn ich glaube, das alles wird Dich kaum interessieren, kommt mir aber, vielleicht weil es für mich neu anzusehen war, so recht wichtig vor. Es sind angenehme Stunden, die ich bisher auf dem Schiffe erlebt habe. Darunter sind auch die Stunden, in denen ich Deiner gedacht, an Dich geschrieben habe.

Den nächsten Brief erhälst Du von Afrika aus.

Nun leb' wohl und sei tausendmal gegrüßt von

Deinem treuen Freunde

Karl.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Kral gefangener Hereros.

Digitized by Google

Major Meiſter.

Hauptmann Franke.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Ich möchte Dir nur einen ganz kurzen Brief zukommen lassen, der Dir von meiner Anwesenheit in Afrika Kunde geben soll. Ich weile gegenwärtig in Karibib und bin froh, daß ich endlich bis hierher gelangt bin. Die Löschung unseres Schiffes, besonders die Landung der Pferde, nahm eine furchtbar lange Zeit in Anspruch. Was haben wir alles anstellen müssen, um die Tiere an Land zu bekommen! Der Hafen — wenn man es so nennen darf — von Swakopmund ist geradezu fürchterlich. Äußerst schwierig sind hier aber auch die Bahntransporte. So ein Bimmelbähnchen, wie die von Swakopmund nach Windhuk, kann ja fast gar nicht den Kriegstransport bewältigen. Einen großen Eindruck machte es auf uns, als wir am zweiten Tage die große, gelbe afrikanische Steppe zum erstenmal erblickten. Die Neger, die wir zu sehen bekamen, machten alle große, verblüffte und furchtsame Augen. Wenn einer der Mannschaften einmal mit dem Seitengewehr klapperte, liefen sie wer weiß wie weit davon. In der Nähe Karibibs sahen wir auch die ersten zerstörten Farmen. Die Kerls, die Hereros, haben furchtbar gehaust. Die schrecklichsten Dinge werden sich von diesen Teufeln in Menschengestalt erzählt. Am bestialischsten sollen gerade die Weiber

Digitized by Google

der Herero gegen die Farmer und deren Knaben gewütet haben. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, welche Grausamkeiten man von diesen Scheusalen erzählt. Na, wenn mir so eine Bestie in die Hände fallen sollte, so soll sie für alle diese Grausamkeiten büßen. Die deutschen Farmer sind nicht nur grausig abgeschlachtet, sondern vorher auch noch gemartert worden. Auch die deutschen Soldaten, die ihnen in die Hände gefallen sind, haben die Herero auf gräßliche Weise umgebracht. Einigen sind die Hände abgehackt, einigen die Augen ausgestochen worden. Einem Soldaten soll sogar, nach dem Urteile des Arztes, vor seinem Tode das Genick abgedreht worden sein. Solchem bestialischen Feinde muß energisch entgegengetreten werden. Weiter drinnen in Südwestafrika sollen sie noch teuflischer gehaust haben. Nun, ich werde es ja selbst sehen. Morgen früh fahren wir nach Okahandja, dem Schauplatze der ersten Kämpfe, die der in Afrika berühmte Hauptmann Francke zu bestehen hatte.

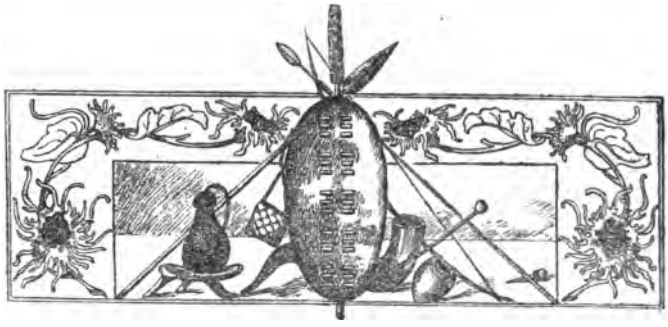
Damit Du bald diesen Brief empfängst, habe ich denselben während eines kurzen Aufenthaltes in Karibib geschrieben; es wurde mir nämlich gesagt, daß in vier Tagen von Swakopmund aus ein Schiff heimwärts fahre.

Schreibe mir auch recht bald einmal und sei vielmals gegrüßt von

Deinem treuen Freunde

Karl.

Digitized by Google



Lieber Freund!

Nun bin ich ſchon mitten drin in dem wechſelvollen Kriegsleben, und ſo kurze Zeit ich auch erſt hier auf dem Kriegsſchauplatze weile, ich habe doch ſchon mancherlei erlebt, was Dich intereſſieren wird. Ja, lieber Freund, ich bin ſchon mit dem ſchwarzen Feinde zuſammengeraten, habe die blauen Bohnen ſchon pfeifen hören, habe einen guten Kameraden im Heltentode erblaſſen ſehen, kenne alſo ſchon einigermaßen den afrikaniſchen Krieg. O, was hatte ich mir für eine Vorſtellung gemacht von dieſen Kämpfen! Und wenn Du vielleicht auch in dem Glauben lebſt, wir ſchlügen ſolche große Schlachten und marſchierten ſo in den Kampf hinein, wie unſere Krieger von 1870/71, die Muſik ſpiele, ſobald man den Kampfplatz betrete, eine feurige Schlachtenmuſik, die den Mut ſchwellen, das Herz höher und die Pulſe ſtärker ſchlagen ließe, ſo lebſt Du auch in demſelben ſchönen Wahne, wie ich. Hier iſt es anders. Gewiß werden wir auch noch hier einige größere Gefechte haben, aber bei einem afrikaniſchen Kriege kennt man dies eigentlich nicht; hier muß jeder einzelne liſtig

Digitized by Google

gegen die tückische List einzelner kämpfen. Und es will schon etwas heißen, ein Naturvolk, deren Sinne viel schärfer sind als die unseren, deren Kriegsführung in besonderer Veranlagung auf Überlisten beruht, zu bekriegen und zu besiegen. Ja, hielte nur die Bande stand, aber dies ist nicht der Fall. Es geht zu, wie bei einer Kaninchenjagd. Kaum hat man so einen Schwarzen gesehen, so hat er sein Gewehr abgeschossen und ist dann hinter Felsen oder in Schluchten verschwunden. Glaube aber nicht, daß zu dieser Kriegsführung weniger Mut gehört, als in einer großen Feldschlacht zu kämpfen. Unerschrockenheit, rasches Handeln und Tapferkeit fordert dieser Krieg, der so tückisch ist, wie die Viper, die hinterm Felsen und unterm Gestein auf ihre Opfer lauert.

Doch ich will Dir der Reihe nach von meinen Erlebnissen erzählen und in der Betrachtung nicht von einem ins andere kommen.

Von der großen Schwierigkeit der Löschung unseres Transportes, besonders des Pferdetransportes, habe ich Dir schon geschrieben. Verhältnismäßig schnell kamen wir ja in Okahandja an, dem Orte, wo die Fackel des Aufruhrs zuerst angefacht worden war und die nun, wie ich Dir auch schon geschrieben, auf grausige Morde, auf Verwüstungen und Raub geleuchtet hat. Wir dachten nun bei unserer Ankunft am 8. März gleich mit fliegenden Fahnen in das Feld zu marschieren, aber lange, lange Tage haben wir warten müssen, ehe die neuen Truppenverbände organisiert waren.

Vielen Spaß, aber auch vielen Ärger hat uns das Reiten gemacht. Du wirst es gewiß aus der Zeitung gelesen haben, daß hier in Afrika auch die Infanterie beritten ist, um möglichst schnell an den Feind heranzukommen und mit Erfolg auch die Verfolgung aufnehmen

Digitized by Google

zu können. Hei, was gab es da in den ersten Reitstunden für ein Gepurzel. Auf der einen Seite kletterte man hinauf, auf der anderen Seite fiel man wieder herunter. Sollte es Trab gehen, so umklammerte man den Hals des Pferdes, daß dieses keine Luft bekam und hintenaus pfefferte und in die Höhe stieg, daß einem dabei ganz schwindlig wurde. Es ging nicht immer harmlos zu, denn die Tiere, meist aus Argentinien stammend, waren sehr störrisch und machten allerlei Kapriolen. Aber nach 14 Tagen hatten uns, das heißt: uns und unsere Pferde, unsere unermüdlichen Offiziere schon so weit in der Reitkunst gebildet, daß wir es zwar nicht mit den besten Kavalleristen aufnehmen und die schneidigsten Attacken reiten konnten, aber doch immerhin schon schneller als zu Fuß fortkommen konnten. Die Artillerie, die auch erst ihre Maultiere einfahren mußte, hat es noch weit schwieriger gehabt, als wir, denn deren Tiere sollen noch störrischer gewesen sein. Die Artillerie traf denn auch erst hier am 1. April von Kubas her ein.

Während der Zeit unserer Reitübungen hatte ich ja nun auch Zeit gehabt, Okahandja, unseren Stützungspunkt, näher kennen zu lernen. Hier haben die ersten größeren Kämpfe stattgefunden. Alles, was den Mörderhänden in hiesiger Gegend noch glücklich entronnen ist, hat sich in diesem festen Platze gesammelt. Männer, Frauen und Kinder, ein wirres Durcheinander, aber alle verband echte Kameradschaft mit uns Schutztrupplern. Von den Bewohnern Okahandjas wurde besonders Oberleutnant Zülow und ganz besonders Hauptmann Francke verehrt. Jener hat die Feste tapfer und mit großer Umsicht verteidigt, als sie zu Anfang des Aufstandes von den wildgewordenen Hereros eingeschlossen war.

Es mögen bange Tage für die Bevölkerung gewesen

Digitized by Google

sein; ohne Schutz — die Truppe war im Süden — war sie nicht allein von jeder Verbindung abgeschnitten, sondern auch auf sich selbst angewiesen. Die Tapferkeit der Bewohner hat sich denn auch belohnt, denn am 27. Januar — vom 12. Januar ist die Festung eingeschlossen gewesen — entsetzte Hauptmann Francke mit seiner strammen Kompagnie, 80 Mann mit zwei Geschützen, die Feste und lieferte den Schwarzen das blutige Gefecht am Kaiser Wilhelmsberge. Von Hauptmann Francke erzählten sich die Bewohner geradezu Wunderdinge, mir kam es immer vor, als erzählten sie von einer Sagengestalt, und doch sahen wir diese stets weißgekleidete Heldengestalt alle Tage hier in diesem dunkeln Erdteile seinen Dienst tun. Seine Soldaten hängen mit großer Verehrung an ihm. Ein schneidiger Draufgänger, dem ich schon dienen möchte.

Vielleicht gefällt Dir eine kleine Schilderung des Ortes. Okahandja liegt auf einer großen Sandfläche, die dem unermeßlich scheint, der sie zu Fuß durchwandern soll. In der Regenzeit soll sich alles ringsum mit einem grünen Teppiche bedecken. Wenn dies nun jetzt auch nicht der Fall ist, so entzücken das Auge andere landschaftliche Schönheiten. Rings um Okahandja liegen interessant geformte, nicht allzu hohe Berge. Als deren König schaut der Kaiser Wilhelmsberg stolz herab auf den Ort, dessen Häuser ihm wie Kinderspielzeug erscheinen. Wie ich Dir schon oben mitteilte, mußten zu Anfang dieses Jahres die steilen Felshänge von deutschen Truppen unter Führung von Hauptmann Francke gestürmt werden; da riefen wohl die Nachbarberge den Schall der Hererowaffen zurück. Nun, das wird ja in einem anderen Kriege nicht wiederkehren!

In der Mitte Okahandjas erhebt sich finster die

Digitized by Google

Festung, ein viereckiger mit Türmen geschmückter Bau. Die Häuser, die um die Festung herum liegen, sind alle zerstört, jetzt aber in aller Eile einigermaßen wiederhergestellt, um als Depots, Dienstgebäude oder Wohnhäuser zu dienen. In der Nähe der Festung stehen auch die großen gelben Zelte, die zur Unterkunft der Mannschaften dienen, die Wellblechbaracken, in denen die Offiziere untergebracht worden sind.

Okahandja ist sehr weitläufig gebaut, die Häuser liegen in großer Entfernung voneinander. Den freundlichsten Eindruck macht das aus mehreren leichten Baracken aufgeführte Lazarett, und doch ist jeder froh, der diesen freundlichen Eindruck nur von außen genossen hat.

Unten am „Revier" ist die Tränke. Dreimal täglich brachten wir die durstigen Pferde quer über den Platz. War das jedesmal ein Staub! Auf dem Hinwege benahmen sich die Tiere alle verständig, auf dem Rückwege wußte jedesmal eins sich seines Führers zu entledigen und raste dann in seiner Torheit dahin, bis es glücklich den Kraal jenseits der Bahn erreicht hatte. Auf der anderen Seite der Feste baute sich eine imposante Wagenburg auf; hier wurde verladen, was die Truppe am dringendsten brauchte. Okahandja ist ja der Sitz des Etappenkommandos. Ich bin froh, daß ich nicht zu diesem Kommando gekommen bin; wenn wir Feldtruppen auch Anstrengungen und Entbehrungen durchzumachen haben, so haben wir nach glücklichen Erfolgen doch eher das Bewußtsein, dabei gewesen zu sein, als die Mannschaften des Etappenkommandos. Überdies haben diese es auch nicht leicht, sie stehen uns durchaus nicht nach und haben viel zu tun, denn was wir Feldtruppen zum täglichen Leben gebrauchen, Essen, Trinken, Munition, Kleidung usw., muß das Etappenkommando herbeischaffen.

Digitized by Google

Es ist gewissermaßen die Hausfrau des Krieges. Führer und Begleitmannschaften einer durch feindliches Gebiet nach vorn ziehenden Kolonne kommen leicht in die Lage, an Umsicht und Entschlossenheit mit den Truppen in der Front zu wetteifern. Gerade auf die Kolonnen sind die Räuberbanden sehr erpicht. Meistens gehen die Kolonnen abends vorwärts. Das schwerste Teil haben die armen Ochsen erwählt, denn zwischen einem „Treck" hin und zurück und dem nächsten kann ihnen meist die dringend notwendige Erholung nicht gegönnt werden; abgetrieben, wie sie sind, müssen sie wieder ins Joch und denselben Weg hin und zurück. Jeder Tag, um den eine Kolonne zu spät vorn eintrifft, kann verhängnisvoll werden. Diese braven Tiere erfüllen ihre schwere Pflicht mit wahrer Rindviehgeduld und verlangen nichts weiter als das Futter, das sie am Wege finden, wenig Ruhe und täglich einmal reichlich Wasser. An letzterem fehlt es nun nicht selten, denn oft hat eine desselben Weges ziehende Kolonne das an einer Wasserstelle nur spärlich nachsickernde Wasser schon verbraucht. So hat auch der arme Ochse mit Not und Sorge zu kämpfen und mancher sinkt am Wege nieder, um nicht mehr aufzustehen. Sein Leichnam ist auf lange hinaus vorüberziehenden Menschen eine Qual, Schakalen und Hyänen aber ein Hochgenuß. Noch nach Jahrzehnten werden diese vierfüßigen Totengräber den Herero-Aufstand segnen.

In Okahandja herrscht vom Morgen bis zum Abend eine rege Tätigkeit. Es ist ein fortwährendes Kommen und Gehen, selbst in der Nacht hat man dort keine Ruhe, denn da fangen alle Hunde an, ihre Klagelieder anzustimmen. Soviel Hunde gibt es nicht in ganz Konstantinopel, in der gesegneten Hundestadt, wie hier; kein Mensch weiß, wem sie gehören und wer sie ernährt. Waren wir matt und müde und

Digitized by Google

gerade dabei, den ersehnten Schlummer zu finden, so fühlte sich eine Hundeseele am anderen Ende Okahandjas gedrungen, einen Hymnus an den Mond anzustimmen. Ein Weilchen tönte seine Stimme allein, wehmütig, melodisch. Im Innersten ergriffen fielen die Nachbarn in sein Klagelied ein, jeder, so gut er konnte, und so pflanzte es sich über die weite Fläche dahin. Jetzt fing natürlich auch die niederträchtige Bestie an, die hier in unserer Nähe unter den Wagen zu nächtigen pflegte. Ihr ordinärer, kläffender Sopran fiel ordentlich jubelnd in den Chorus ein. Wenn ich nur hätte schießen dürfen, ich hätte diesem Köder schon eins aufgebrannt, daß er auf dem letzten Loche hätte pfeifen sollen, aber wir dürfen hier nachts nicht schießen, wenn wir nicht gleich das ganze Lager alarmieren wollen. Daß wir selbst hier in der Feste noch nicht sicher sind, werde ich Dir gleich hernach erzählen. Doch zu meiner Hundegeschichte zurück. In einer der ersten Nächte nahm ich mir die Mühe und schlich mich mit einer Peitsche an das Hundevieh heran, um sein Lied wenigstens um einige Verse zu kürzen, aber kaum hatte ich dem Vieh eins aufgebrannt, als es hundert Schritte weiter vorn anfing. So sind nun die Hunde!

Meine Kompagnie gehört zum 2. Feldregiment, das der Hauptabteilung zuerteilt ist, die unter der Leitung des Obersten Leutwein steht. Als wir einigermaßen ausgebildet waren, ging es vorwärts. Wir sollten die Verbindung mit der Ostabteilung suchen, die unter dem Kommando von Glasenapp steht und furchtbare Tage erlebt haben soll. Unser Leutnant erzählte mir, daß die Ostabteilung bisher beständige Kämpfe und viel Verluste, namentlich an Offizieren, gehabt und daß die Truppe fortwährend biwakieren müßte. Die armen Kerls, denn die Biwaks, ich habe auch schon einige kennen gelernt, die nicht von

Digitized by Google

schlechten Eltern waren, sind hier bei den kalten Nächten nicht besonders freundlich; sie sind sehr gefürchtet und man spricht nur mit Grauen von solchen Ereignissen. Gegenwärtig soll sich die Ostabteilung bei Okaharui befinden. Die Verbindung ist, da der Feind zwischen uns steht, nur auf Umwegen zu ermöglichen und überdies sehr schwer, nicht allein wegen des schwierigen Geländes, sondern auch deshalb, weil die Patrouillen von kleinen Hererobanden fortwährend angegriffen werden.

Nun will ich Dir aber berichten, wie ich zum erstenmal von meinem Gewehre Gebrauch gemacht habe und wie ich zum erstenmal ins Feuer kam.

Aus dem Weidefelde bei Okahandja wurden eines Nachts eine Anzahl Milchkühe und rund 500 Stück Kleinvieh gestohlen. Im Morgengrauen hatten sich bewaffnete Hereros an die Werft herangeschlichen und ein Feuer auf die Wächterhütten eröffnet. Ein Mann und eine Frau wurden getötet und vier Hirten verwundet. Einen Hirten hatten sie mit weggeführt, nachdem er mit Kirris*) bearbeitet worden war. Es gelang ihm indessen zu entfliehen und die Nachricht von dem Raube nach Okahandja an das Kommando zu bringen. Sofort wurden Bergdamaraleute, die zu diesem Zwecke mit 71er Gewehren und Vorderladern ausgerüstet wurden, unter Führung eines Eingeborenen auf die Verfolgung der Räuber geschickt.

Zehn Kilometer von Okahandja schossen sie auf eine Hereropatrouille, die sie in die Flucht schlugen und der sie auch einige Verluste beibrachten. Bei der weiteren Verfolgung stieß unsere Patrouille aber bei einer Wasserstelle auf eine Übermacht und wurde zurückgeschlagen. Gleich bei ihrer Ankunft wurde nun eine größere Patrouille von unserer Kompagnie abgeschickt. Ich meldete mich frei-

*) Kirris = Holzkeule.

Digitized by Google

willig, denn mir brannte es ordentlich in der Seele, daß ich noch nichts vom Feinde gesehen hatte. Ich wurde denn auch mit fünf anderen Kameraden und 20 Damaraleuten zur Verfolgung ausgeschickt. Am anderen Tage, so gegen 9 Uhr früh, hatten unsere Schwarzen die Spur vom Feinde gefunden. Vorsichtig, das Gewehr in der Hand, ritten wir vorwärts. Da, um 11 Uhr, sahen wir in der Ferne, offenbar an einer Wasserstelle, weidendes Vieh. Wir spähten aus, ob nichts vom Feinde zu sehen war.

Unsere Schwarzen zeigten nach dem vor uns liegenden Felsengeklüfte. Dort lagerte der Feind, hatte Feuer angezündet und hielt Rast. Wir schätzten — es mochten ungefähr gegen 100 Gewehre sein. Hier, das will ich gleich einfügen, schätzt man nur die gewehrtragenden Männer, denn Weiber und Kinder, obgleich jene unsere verwundeten oder toten Krieger furchtbar verstümmeln, werden im Kampfe nicht mit gerechnet. Doch nun weiter. Sollten wir jetzt auf den ruhenden Feind schießen? Nein, hier mußten wir mit Überlegung handeln, damit unser Zweck erreicht wurde. Zuerst mußten wir versuchen, den Feind von dem Vieh zu trennen, damit er mit demselben nicht wieder die Flucht ergreifen könnte und daß wir schließlich das Nachsehen hätten. Dann mußten wir sie aber auch zu schlagen suchen, das war die Hauptsache. Denke Dir, von vormittags 11 Uhr bis nachmittags 3 Uhr suchten wir nun unseren Plan auszuführen. Wir mußten die Bande von ihrer Herde trennen, wenn wir etwas erreichen wollten. Sechs Damara, unter Führung eines Kameraden, sollten die Wasserstelle umgehen. Ich und noch ein Kamerad suchten mit einigen Damaraleuten so nahe wie möglich an die Herde heranzukommen, die rechts von der lagernden Bande

Digitized by Google

weidete, so konnten wir den Feind in der Flanke fassen. Das Heranschleichen gelang uns in dem zerklüfteten Gelände auch vorzüglich, ungesehen und ungehindert kamen wir bis auf einige 100 Meter heran.

Der Rest der Patrouille sollte nun in gerader Front vorgehen. So packten wir den Feind von drei Seiten und da er unsere Stärke nicht kennen durfte, so mußten wir ihn durch unser Schnellfeuer zu täuschen suchen. Das hat denn auch Eindruck auf ihn gemacht. Den Angriff selbst sollten, da sie den weitesten Weg hatten, diejenigen geben, die die Wasserstelle umgingen.

Als ich dieses auch so unserem Leutnant erzählte, fragte er mich: „Was hätten Sie Bürschchen denn getan, wenn Sie nun plötzlich von der Übermacht angegriffen worden wären? Sie hatten ja Ihre Leute vollständig zerstreut!“

Ja, siehst Du, lieber Freund, wenn man eine Sache noch so schlau und klug einfädelt, Mängel und Fehler werden immer entdeckt, aber schließlich — der Erfolg allein gibt recht, und wir hatten Erfolg.

In höchster Spannung lagen wir hinter unseren Felsen, von Kaktusgewächsen noch gedeckt. Wir hatten, wie wir uns nachher gegenseitig selbst erzählten, alle unsere Ziele schon genommen. Da — gegen 3 Uhr knackten der erste, zweite, dritte und vierte Schuß und nun legten auch wir und die Kameraden von der Front aus auf den ruhenden Gegner los. Hei, wie das prasselte und ratterte und klapperte und rollte! Und das Geschrei von der Bande! Wie wenn man in einen Ameisenhaufen störte, ein solch Gerenne und Gewimmel war dort in dem Lager zu sehen. Ich sah ganz deutlich etliche im Feuer zusammenbrechen.

Der Feind wußte anfangs gar nicht, wohin er schießen sollte, bis vermutlich die Rauchwölkchen von den

Digitized by Google

Vorderladern und den 71er Gewehren, die die Damaraleute trugen, sie ein Ziel finden ließ. Wir schossen aber ruhig weiter und da wir ausgezeichnet gedeckt waren, konnten wir gesichert auch ruhig Ziel nehmen. Zwanzig Mann vom Feinde suchten jetzt zum Vieh zu kommen, aber da krachten wir dazwischen. Als sie sahen, daß nichts auszurichten war, packten sie ihre Verwundeten oder Toten an und schleppten sie ins Lager zurück. Die Damaraleute schossen ausgezeichnet. Jetzt sah ich, wie die Masse dort in dem Felsengeklüft sich zurückzog. Ich nahm meine Pfeife und trillerte. Das war das Zeichen zum Vorgehen. Ungefähr 50 Meter weit mußte ich mit meinen Leuten springen, um zur nächsten Deckung zu kommen. Bei dieser Gelegenheit wurde einer meiner Damaraleute, ein guter Kerl, angeschossen. Nach ungefähr einer halben Stunde hatten wir das Lager erstürmt und schossen nun auf den abziehenden Feind, der sehr zusammengeschmolzen in panikartiger Flucht das Weite suchte. 15 Tote hatten sie auf dem Platze gelassen.

Als ich diese Opfer sah, stand ich einen Augenblick still und es ging mir doch etwas weich durch das Herz. Die ersten Toten! dachte ich, aber da klatschte noch eine Kugel neben mir nieder und erinnerte mich daran, daß ich im Kriege wäre.

Die Herero pflegen, wie man mir erzählte, ihre Toten mitzunehmen und so glaube ich, daß sie auch mehr als 15 Tote gehabt haben; überdies kommen zu diesen Verlusten noch ihre Verwundeten.

Wir hatten nur drei Verwundete; von den zwei Bergdamara waren einer schwer, der andere und ein Schutztruppler nur leicht verwundet.

Ohne von unseren Taten auszuruhen, trieben wir dann das Vieh zusammen und sind wieder zurück nach

Digitized by Google

Okahandja geritten. Am zweiten Tage darauf rückte die gesamte Hauptabteilung und die Westabteilung unter dem Kommando des Obersten Leutwein aus. Beide Abteilungen zählten ungefähr 37 Offiziere und 900 Mann. Wir konnten also die Feinde schon den preußischen Laufschritt lehren und sollten nicht lange darauf warten.

Ich hatte Dir schon oben mitgeteilt, daß uns unser Leutnant erzählt hatte, daß der Feind zwischen uns und der Ostabteilung stände. Wir sollten nun Verbindung mit dieser suchen, um gemeinsam den Feind zu schlagen.

Die Ostabteilung hat Pech gehabt und den Feind nicht so schlagen können, um ihn zu unterwerfen. Dazu soll nun dem Oberhäuptling Samuel Maharero von den Engländern das Gerücht zugegangen sein, der deutsche Kaiser führe mit anderen Nationen Krieg und könne deshalb dem Gouverneur Leutwein keine Verstärkung senden. Durch die Erfolge im Osten ist nun dem Häuptling der Kamm geschwollen und er hat die Frechheit gehabt, an den Oberst Leutwein einen Brief zu schreiben, worin er uns nach Onganjira einladet, „wo deutsches Blut das ausgetrocknete Flußbett des Swakop fließen machen sollte." „Bisher", soll er geschrieben haben, „bin ich stets vor dir gewichen, komm' nach Onganjira, dort bleibe ich stehen!"

Mit fröhlichem Mute rückten wir denn am 8. April aus. Vorher hatten wir erst noch einmal Gottesdienst gehabt und in solch einer Gebetsstunde ruft man Gott ganz anders um Hilfe an als zu Hause, wo man ihn, um mit dem alten Dessauer zu sprechen, um jede lumpige Kleinigkeit anbettelt.

Auf dem großen freien Platze von Okahandja, dem früheren Sitze des Oberhäuptlings der Hereros, hatte vorher auch noch Parade stattgefunden. Allerlei Truppen gab es da zu sehen: Seesoldaten, weiße Schutztruppler,

Digitized by Google

Bastards und Witbois boten ein gewiß in Südwest noch nie gesehenes Bild. Nicht weit von uns hatte der Wagentransportführer seine 50 Ochsenwagen auffahren lassen, die von ungefähr 1000 Zugochsen gezogen werden, die mit großer Kunst von Buren angeschirrt und angespannt werden. Wenn man soviel Zugvieh braucht, kannst Du Dir wohl einen kleinen Begriff machen von der Schwierigkeit der Wege.

Patrouillenreiter, meist Bastards, kamen jetzt auf unserem Marsche von rechts und links und von vorn herangesprengt. Auch die Witbois waren eifrig im Auskundschaften. Manchen Reiter riefen wir um Auskunft an, doch keiner antwortete. In Karriere ritten sie wieder nach vorn. Unter ihren großen weißen Hüten sehen die Witbois und auch die Bastards verwegen aus. Plötzlich wurde „Halt" und „Absitzen" kommandiert. Wir hatten uns ein wenig gelagert und mein Kamerad hielt mir eben in spaßiger Weise einen Vortrag über die Bedeutung und das Wesen des Mündungsdeckels, eines der vielen Nationalheiligtümer der Friedenszeit, auf dessen Aufmerksamkeit der Soldat besonders großen Wert zu legen hat. Da kam ein Adjutant angesprengt. Gleich darauf ertönte das Kommando: „An die Pferde!" „Aufgesessen!" Und nun ging es wieder vorwärts, diesmal aber in gehöriger Sicherung mit Zugspitze, Verbindungsleuten usw. Jetzt erfuhren wir, was los war und was der Adjutant gewollt. Der Feind hatte sich gezeigt und wir waren nicht weit mehr entfernt von ihm.

Ja, ja, 's ist schon etwas anders, wenn man solche fünf bleierne Dingerchen im Lauf hat, die rote Nelken an die Brust stecken sollen!

„Das zweite Mal ins Feuer", dachte ich, „mag Gott mich behüten!" Wir kamen jetzt an den höheren Offizieren

Digitized by Google

vorbei, die mit ihren Gläsern nach vorn auf die Höhen sahen.

Du machst Dir gar keine Vorstellung, wie schwierig hier oft das Vorwärtskommen ist. Nur mit Fallen und Aufstehen legten unsere Pferde den Weg zurück.

Noch war kein Schuß gefallen, gespannt sahen wir vorwärts, ob wir nichts vom Feinde bemerkten. Wir gingen wieder an Stabsoffizieren vorüber; auf den Gesichtern der einzelnen Offiziere las man tiefen Ernst und feste Entschlossenheit. War vielleicht etwas nicht in Ordnung oder war der Feind so stark, daß wir unsere Not bekamen, ihn zu besiegen?

Nicht weit von uns sollte der Gegner stehen, denn überall waren Hereros, wahrscheinlich Nachzügler, mit Vieh bemerkt worden. Endlich hatten die Witbois unter geschickter Leitung eines unserer Offiziere die Stellung und die annähernde Stärke des Feindes ausgekundschaftet.

Der Feind hatte sich verschanzt und erwartete uns nun. Es hieß, er scheine sehr zuversichtlich den Kampf zu erwarten. Am 8. April standen wir schlachtbereit am Fuße der Otjosasuberge. Wir hatten wieder Munition empfangen und nun konnte es losgehen. Am nächsten Morgen sollte der Angriff erfolgen. In der Nacht regnete es, was nur vom Himmel herunter wollte. Ich konnte nicht gut schlafen, hatte mich fest in meine Decke gehüllt und lag nun auf meinem harten Lager und hörte dem ewigen Gießen zu. Wohl dachte ich auch daran, daß es leicht die letzte Nacht sein könnte, doch — ich schlug es mir schnell aus dem Sinn.

Nicht weit von mir sah ich auch noch ein paar Leute munter. Es war der katholische Missionar, der im Schutze des Dunkels die Beichtstola anlegte und jetzt einem Kameraden die Beichte abnahm.

Digitized by Google

Am andern Morgen ging es wieder vorwärts. Ich war jetzt der Zugspitze zugeteilt, die zum größten Teile aus Witbois bestand. Wenn wir noch heute mit dem Feinde zusammentreffen sollten, so mußte ich ja zuerst an ihn herankommen. Mein Kamerad meinte zwar, wir hätten viel zu lange gezögert, die Bande hätte längst Reißaus genommen, aber ich vermahnte ihn, daß er genau aufmerken sollte. Wir mußten mit der größten Vorsicht, die Landes- und Feindeskenntnis gebieten, marschieren. Wir gingen zur Ebene nieder und hatten jetzt Dickicht zu passieren. Ich drehte mich eben nach den Verbindungsleuten um, da krachten plötzlich aus dem dichten Busch Schüsse. Runter vom Pferde, Hinlegen und Gewehr an die Backe war eins. Wir wußten gar nicht, wohin wir schießen sollten, aber wir gaben doch einige Schüsse ab, um dadurch den Verbindungsleuten Zeichen zu geben. Wir sahen nichts, nicht einmal einen Wollkopf! Die Kerls hatten sich wahrscheinlich ganz ruhig von unseren Patrouillen überlaufen lassen. Wir hatten auch nichts, rein gar nichts bemerkt. Jetzt sah ich kleine Rauchwölkchen, die wahrscheinlich von den sogenannten Donnerbüchsen kamen, die der Feind neben 71er, 88er und Henri Martini-Gewehren trug; aber nun eröffnete ich Schnellfeuer. Es ist mir noch heute ein Wunder, warum wir hier nicht niedergeknallt worden sind, denn die Kugeln umschwirrten und umsausten uns und summten wie die Mücklein. Die Herero, wie ich hernach noch erfahren habe, schießen ja schlecht in der Nähe, aber dennoch — Gott hat seine schützende Hand über uns gehalten.

Wir waren also schon wieder drin im Feuer. Ich sah mich nach hinten um, ob der Vortrupp bald käme, aber da entwickelte sich schon alles zum Gefecht. Als gälte es, nicht zu spät zu kommen, so kamen unsere kleinen

Digitized by Google

zähen Rosse mit ihren Reitern daher geflogen. Wie die wilde Jagd ging es vorwärts. Es sah jetzt wie ein unentwirrbares Durcheinander aus, als die Truppen in unserer Nähe abgesessen waren. Bald darauf standen alle Mannschaften in wohlgeordneter Schlachtreihe da. Diese Ordnung und Eingliederung in die Schützenlinien verlieh uns nun auch wieder, trotzdem die Kugeln pfiffen und die Schwarzen, die in großer Anzahl auf dem Felde waren, wohl noch stärker waren als wir, das Gefühl der Sicherheit. Man glaubt sich in so einer Schützenlinie eher geborgen.

Das Gefecht war im vollen Gange. Alles Militär war herangezogen worden, denn der Feind war überaus stark. Waren wir vorhin von den ersten Vorposten beschossen worden, die wir zurückgetrieben hatten, so standen wir jetzt der Hauptmacht des Feindes gegenüber.

Dort rechts auf der Anhöhe fuhr jetzt die Artillerie auf. Hei, wie die Kerls auf die Pferde hieben und wie sich diese anstrengen mußten. Ich sah mich eben noch nach der Maschinengewehrabteilung um, wo diese sich aufpflanzen würde, da rief mir mein Kamerad leise etwas zu und deutete nach vorn. Das Dickicht gönnte uns gerade einen Durchblick. Ringsum, soweit ich sehen konnte, bemerkte ich Feinde. Ungefähr gegen 3000 Gewehre. Wir konnten nur allmählich gegen diesen Feind vorwärts gehen und ich dachte: Schießt die Artillerie die Kerls nicht aus ihren Verstecken heraus, wird's heute ein heißer Tag werden!

Der Feind hatte eine vorzügliche Stellung inne. Ordonanzoffiziere und Meldereiter sprengten hin und her und brachten Befehle. Weit hinter uns fuhr der Sanitätswagen auf.

. . . . . Da, bums! Es krachte der erste Kanonenschuß! Noch einer! Wieder einer! Im Vorwärtsgehen

Digitized by Google

sahen wir an dem Staube, den sie aufwühlten, wo die Geschosse einschlugen. Die Bumber schossen gut, sie hatten ihr Ziel und Schuß für Schuß mußte Lücken in die losen Reihen des Feindes reißen. Das Kleingewehrfeuer vom Feinde war äußerst heftig. Am Knall vernahmen wir deutlich, daß sie auch 88er Gewehre hatten, mit denen sie auf uns schossen. Sie waren also gut bewaffnet.

Wir mochten wohl an 800 Meter heran sein, als unser Hauptmann: „Sprung, auf! Marsch, marsch!" kommandierte. Ungefähr 75 Meter hatten wir zu springen, um zur nächsten Deckung zu kommen, aber schon während dieser kurzen Zeit erhielten wir starkes Feuer.

Wiederum lagen wir schon wieder eine kleine Weile im Feuer. Anscheinend richtete sich der Hauptangriff der Herero auf unseren rechten Flügel oder auf die Mitte, denn wir erhielten in der Ruhe verhältnismäßig wenig Schüsse, die bei unserer vorzüglichen Deckung natürlich auch ohne Wirkung waren. Wir konnten deshalb den rechten Flügel bei seinen Umfassungsversuchen gut unterstützen. Furchtbar brannte jetzt die Sonne hernieder und ein Durst quälte uns, wie ich es bisher noch nicht erfahren hatte. Noch waren ja einige Schlucke Wasser in der Flasche, aber lange durfte der Kampf nicht mehr anhalten, sonst wurde die Sache bedenklich. Du glaubst aber nicht, was der Mensch für Durst leiden kann!

„Sprung, auf! Marsch, marsch!" Das war wieder einmal etwas zur Abwechslung. Wir mochten nun schon drei Stunden mit dem Feinde in naher Fühlung sein. Unser Leutnant ermahnte, das Trinken einzuteilen, denn wir wußten nicht, wie lange es noch währen würde, bis wir die Bande verjagt hätten. Da war gut einteilen, wenn man nichts mehr hatte!

Wir beobachteten genau die Bewegungen des Feindes

Digitized by Google

Jetzt hörten wir vom rechten Flügel stärkeres Feuer. Es klang so weit von uns! „Sie suchen des Feindes linken Flügel zu umfassen!“ sagte unser Leutnant.

„Weiter feuern!“ erklang jetzt das Kommando. Wie auf dem Exerzierplatz ging es. Der eine beobachtete, der andere schoß. Trotz der drückendsten Hitze waren wir in bester Stimmung und mehr als einmal mußte unser Leutnant die Possenreißer an den Ernst der Stunde erinnern. Dicht neben einem Berliner schlug eine Kugel ein. „Ick jloob, die schießen!“ sagte er. „Meenste denn!“ antwortete ihm ein gemütlicher Sachse. „Weeß Kneppchen, dann wird aber die Sache wärklich nich gemietlich wärn!“ sagte wieder ein schnodderiger Kerl darauf.

„Schnellfeuer!“ Unsere Kameraden auf dem rechten Flügel machten einen Sprung, wir schossen deshalb auf den linken feindlichen Flügel. Wiederum gingen auch wir vor, um besseres Ziel zu haben. Jetzt hörten wir das Rattern der Maschinengewehre! Hört sich das grausig an! Wir hörten sie eigentlich zum erstenmal und über dem Erstaunen hätten wir bald unser eigenes Feuern vergessen, wenn uns unser Leutnant nicht etwas derb daran erinnert hätte. „Die Kerls faulenzen! Denkt ihr denn, ihr seid im Manövergefecht?“

Die Schwarzen wichen mit ihrem linken Flügel zurück. Ihre Mitte aber stand hinter ihren Felsen wohl verschanzt.

„Passen Sie auf“, sagte unser Hauptmann, der in die Nähe des Leutnants gekrochen kam, um auch einmal hier nach uns zu sehen, „jetzt werden wir sie bald haben!“

Mir brummte der Schädel von der kolossalen Sonnenhitze. Herrgott! wenn wir doch nur etwas Wasser hätten, keinen Tropfen hatte ich mehr in der Feldflasche. Ich schmachtete. Es war eine kleine Gefechtspause entstanden.

Digitized by Google

Wir hatten demnach noch immer nicht das Übergewicht. Jetzt wurde eine starke Bewegung bei dem Feinde bemerkbar. Wir erhielten auch stärker Feuer. Es vermehrte sich und wir konnten nicht in derselben Weise erwidern. Die Hereros kämpften jetzt mit dem Mut, den die Verzweiflung eingibt. Sie wollten uns ja nicht allein besiegen und unterwerfen, sondern gänzlich vernichten.

Die Schwarzen haben in ihrer Gefechtsweise der Schutztruppe viel, sehr viel abgesehen und von ihr gelernt. Der Feind führte jetzt einen mächtigen Stoß gegen uns aus. Ihre Geschosse schlugen bei uns ein.

Der erste Verwundete! Ob schwer oder leicht, wir hatten jetzt keine Zeit, uns darum zu kümmern, denn jetzt stürmte eine todesmutige Schar an uns heran. War das nicht ein Weib, das diese Krieger führte und sich weder vor Kugeln, noch Kanonen fürchtete? Eine zweite Jeanne d'Arc! Die Schar kam immer näher auf uns zu, unstreitig, sie wollten uns niedermachen. Wie das Weib die Männer durch Zurufen anfeuerte, wie es mit den Armen winkte! Ich rief meine Leute an: Gut zielen! Da, jetzt sank auch das Weib nieder. Es hatte sich doch eine Kugel für die Amazone gefunden! Du wirst, lieber Freund, darüber nicht hart urteilen, daß eine deutsche Kugel bis zum Herzen dieses „starken Weibes" vorgedrungen ist; wir dürfen sonst nicht auf Weiber schießen, damit der deutsche Name nicht entehrt wird, aber in diesem Falle war es doch etwas anderes. Und übrigens ich will es gleich hier einfügen — mit Edelmut sollten die Weiber der Herero nicht behandelt werden, denn sie verdienen es nicht. Gerade bei dem Angriffe, den sie mit großer Heftigkeit gegen uns ausführten, waren auch die Weiber in der letzten Reihe und feuerten durch Rufen und Schreien ihre Krieger fast zur Tollkühnheit an. Sie kämpften gegen

Digitized by Google

uns, folglich sollten sie auch als Kämpfer behandelt werden. Wehe dem Opfer von uns, das nur schwerverwundet, halbtot oder lebendig diesen Hyänen in die Hände fällt. Ich habe ja selbst die Scheußlichkeiten gesehen, die an den Gefallenen vollführt worden sind. Hände und Füße und Ohren waren den armen Kerls abgeschnitten, die Augen waren ihnen ausgestochen, und noch viele andere Verbrechen, die man gar nicht nennen kann, ohne schamrot zu werden, sind an den armen Ansiedlern und Soldaten begangen worden. Dies alles sollen besonders die Weiber tun. Da begreifst Du wohl, lieber Freund, die Äußerung, die mancher Kamerad spricht: „Es ist besser, die letzte Kugel für sich aufzusparen, als sie vom Feinde sich abnehmen zu lassen!"

Es blieb während des Gefechts nicht bei dieser einzigen mutigen Schar, jetzt kamen schon wieder viele vom Feinde auf uns angestürmt. Mit Knüppeln, Kirris und Säbeln sprangen die Vordersten auf unsere Linie los, während die eigentlichen Schützen der Hereros in vorzüglicher Deckung nur auf sichere Ziele schossen. Das Schreien der Weiber hörte sich geradezu gräßlich an. Aber wir schossen gut. Der Feind mußte zurück und wir atmeten doch etwas erleichtert auf. Wir hatten unsere Schuldigkeit getan.

„Avancieren!" Wir mußten vor! Schnell Deckung gesucht. Jetzt brach noch einmal der Feind hervor. Er hatte sich Verstärkung geholt. Mächtig sprang uns der Feind an, aber nichts, sie mußten zurück. Unsere tapferen Maschinengewehre sangen ihnen ihre Liedlein, daß der Bande Hören und Sehen verging. Jetzt bekamen wir auch Wasser in unsere Reihen! Ach, dieses Labsal! „O, wenn man sich doch nur einmal satt trinken könnte. Noch einmal so tapfer wollten wir kämpfen!" war wohl unser

Digitized by Google

aller Wunsch. Es ging auf den Abend zu und noch immer keine Entscheidung! Ach, jetzt! „Schnellfeuer!" Das knackerte und knatterte an den grauen Bergen dahin. „Sprung, auf! Marsch, marsch!" Überall, von allen Seiten hörte man das „Avancierſignal!" Hei, wie luſtig blieſen die Trompeter! Zweihundert Meter waren wir heran. „Seitengewehr pflanzt auf!" Wieder dieſes fröhliche Blaſen! Mir glühte das Blut in den Adern. Ich ſah einige Leute, die eine furchtbare Entſchloſſenheit in ihren Geſichtern zeigten. Das waren Kriegergeſichter! Von dem Geknatter der Gewehre und Kanonen und Maſchinengewehre konnte einem das Herz im Leibe beben. Jetzt ſank neben mir ein Kamerad hin! Ich kannte ihn nicht, hatte auch keine Zeit, genau hinzuſehen! Es ging bergauf! „Schnellfeuer!" Nochmaliger Sprung! Die Bande ſaß feſt und wir mußten uns wieder ducken. „Aufpaſſen, Unteroffizier!" ſchrie unſer Leutnant. Der letzte Sprung! „Sprung! auf! Marſch!" Da ſauſten wir wieder heran und hinein in die Bande, achteten nicht auf das Ziſchen der Kugeln! „Hurra!" „Hurra!" Aus tauſend Kehlen erſcholl es jetzt. Was das Zeug hergab, ſo brüllten wir. Niemals habe ich ein freudigeres Hurra gerufen, als in dem Augenblicke, wo wir auf dem Scheitel des vom Feinde befeſtigten und ſtark verteidigten Berges unſere Fahne aufpflanzen konnten. Hinter uns kletterten jetzt die Trageeſel herauf, die Teile der Gebirgskanonen brachten. Im Nu waren die Kanonen zuſammengeſetzt und nun ging's mit feurigem „Bumtrara" und „Tſchingtaratata" in den weichenden Feind hinein. Das genügte denn auch, denn nun gab der Feind Ferſengeld. Wir konnten uns jetzt gar nicht genug tun an dem Hurra, trotzdem unſere Trompeter immer blieſen: „Geht langſam vor, geht langſam vor, geht langſam und bedächtig vor!" ſtürmten

Digitized by Google

wir weiter. Die feindliche Stellung war durchbrochen worden und nach allen Seiten stob der Feind auseinander. Nach zahlreichen Einzelkämpfen noch hatten wir den Sieg an unsere Fahnen geheftet. Noch eine Stunde waren wir dem Feinde auf den Fersen, dann kehrten wir zurück.

Acht Stunden hatte das Gefecht gegen den 3000 Mann starken Feind gewährt. Es ist nicht zu leugnen, die Hereros sind ein überaus tüchtiges Kriegsvolk. Und dort bei Onganjira hatten sie eine überaus stark befestigte, nach ihrer Meinung wohl uneinnehmbare Stellung inne. Eigentlich hatten sie nur Engpässe zu verteidigen, und ihre Anführer müssen im Kriege wohlerfahrene Leute sein. Hatten sie doch selbst von ihren befestigten Schanzen und Verstecken aus Laufgräben nach gedeckten Dornkraalen angelegt. Das Negerdorf Onganjira war während des Gefechtes in Brand geschossen worden und die brennenden Hütten boten in der Nacht den Augen einen prächtigen Anblick.

Ich kam erst am andern Morgen durch das Dorf und bemerkte, daß es ein richtiges Raubnest gewesen sein muß. Da standen gestohlene Wagen ohne Deichseln, Koffer mit zerschlagenem Deckel oder Verschluß. Ballen von Hemden, Decken, Hosen, Tüchern usw. gruben die Soldaten aus der Erde heraus. Ich sah sogar einen Soldaten, der eine wertvolle Münzsammlung entdeckt hatte und nun mit dem Gewehr im Arm daraufloszählte und die schönen Taler in der Hand klingen ließ. Leichte Sandhügel bedeckten schwarze Leichname; der Feind hatte wahrscheinlich den Tod dieser Leute verheimlichen wollen, konnte die Leichen aber in der Eile nicht tiefer vergraben. In seiner Roheit glaubt nämlich der Herero, daß der weiße Mann es mit den Leichnamen macht wie er; er schändet ganz einfach unsere toten Helden. Gehört der Gefallene von

Digitized by Google

den Feinden zu den sogenannten Großleuten, dann wird seine Leiche mitgeschleppt. Geht dies nicht an, so wird er heimlich in der Erde verscharrt. Ist der Tote aber aus dem besitzlosen Volke, dann zählt der Tote ebensowenig im Tode, wie im Leben. Neunzig unbeerdigte Tote hatte der Feind auf dem Schlachtfelde zurücklassen müssen. Da kannst Du Dir denken, daß wir nicht schlecht geschossen haben, denn selbstverständlich haben die Weiber noch viele Tote fortgeschleppt. Wer weiß auch, wieviel Verwundete die Hereros aufzuweisen haben. Das entzieht sich ja vollständig unseren Schätzungen. Mit welchem Gegner wir es zu tun haben, mag Dir folgendes Erlebnis erzählen.

Am dritten Tage nach der Schlacht bekam ein Soldat der Pferdewache plötzlich Feuer, ohne zu wissen und zu bemerken, von woher. Drei Schüsse waren kurz nacheinander auf ihn abgegeben worden, glücklicherweise hatten sie nicht getroffen. Gerade wollte der Herero, denn ein solcher war der Fehlschütze, hinter einer Klippe ein viertes Mal anlegen, da bemerkte ihn ein Kamerad des Soldaten und schoß ihn durch den Kopf. Als die beiden Soldaten den Erschossenen betrachteten, gewahrten sie, daß ein Granatsplitter diesem ein Bein weggerissen hatte. Trotz der drei Tage, die er schwerverwundet und hilflos hinter einem Felsen zugebracht hatte, wollte er noch ein Leben fordern.

Merkwürdig war dieser Fall auch insofern noch, als man diesem Verwundeten das Gewehr gelassen hatte, sonst wird nämlich dem Gefallenen und Schwerverwundeten das Gewehr von seinem Hintermann entrissen, fällt der Hintermann, so ist ein dritter da, der es nun weiter benutzt. Auf diese Weise fällt es uns schwer, Gewehre zu erbeuten. Nun wirst Du denken, lieber Freund, jetzt wird

Digitized by Google

den Soldaten ein wenig Ruhe gegönnt worden sein, aber davon schreibt Paulus nichts an die Kolosser. Vom 8. April an hatte ich nicht wieder abgekocht und nur notdürftig hatten wir uns mit Essen und Trinken versehen können. Noch am Abende des Gefechts wurde ich mit einer kleinen Reiterabteilung, die unter dem Kommando meines Leutnants stand, zur Verfolgung des Gegners ausgesandt. Einen wehmütigen Blick warfen wir noch auf das Grab unserer gefallenen Helden, das eben gegraben wurde. Zwei Offiziere und zwei Reiter ruhen auf dem Kirchhofe von Onganjira. Der heiße Sand Afrikas deckt hier die Heldengebeine von Oberleutnant Estorff und Leutnant Erffa und diesen zwei Reitern. Ein Leutnant und fünf Reiter waren schwer und fünf Reiter leicht verwundet. . . . Wenn Du Dir nun einigermaßen einen Begriff von afrikanischen Entfernungen machen willst, die wir in kurzer Zeit zurückzulegen hatten, so vergleiche einmal die Entfernungen der Orte Onganjira und Otjitasu mit heimischen Ortsentfernungen. Am 9. April waren wir noch im ersten Orte und schlugen und zersprengten den Feind, und am 12. April hatte ich den Weg zwischen den Orten zweimal zurückgelegt, um dann mit unserer Hauptabteilung, der ich die Meldung von dem Festsetzen des Feindes bei Otjitasu brachte, das Gefecht bei Oviambo zu schlagen.

Der Feind hatte sich nach dem Gefechte bei Onganjira zum Teil nach den Onjatibergen und zum Teil swakopaufwärts nach Okatumba zu geflüchtet. Wir hatten den Befehl, swakopaufwärts zu gehen. Die Strecke dahin ist auch öde und steinicht und oft, wenn wir unsere Pferde führten, um ihnen etwas Erleichterung zu schaffen, dachte ich an Uhlands Gedicht: „Viel Steine gab's und wenig Brot und mancher edle Reitersmann hat dort den Trunk

Digitized by Google

sich abgetan. Den Pferden war's so schwach im Magen, fast mußte der Reiter die Mähre tragen!" Es war nicht immer ein frisches Pferdegetrappel auf dieser sonnigen Ebene, aber bald kamen wir in gebirgiges Land und dort fanden wir auch die Spur des Gegners. Es schien also wirklich so zu werden, wie das Kommando vermutet hatte. Der Feind schien mit der Hauptmacht nach den Ländern geflüchtet zu sein, die nach früheren Meldungen bei Okatumba und Katjapia standen.

Eine wahrhaft tropische Hitze umglühte die Felsenpfade, die wir zu erreiten hatten. Still und tot lag alles ringsum da. Nur hie und da sahen wir einmal eine kleine Schlange oder Eidechse durch das Geröll schlüpfen. Unser Leutnant ritt voraus; immer hob er das Glas und spähte. Endlich hatten wir in einem Tale, das von einem kleinen Fluß bewässert war, Hereros entdeckt. Wir warteten einige Zeit und ließen durch Bastards und Witbois wieder die Stärke des Gegners auskundschaften. Diese Kerls bewähren sich vorzüglich hierzu. Ich glaube, im Kriegführen sind die Witbois den Hereros doch noch über.

Nach genauer Orientierung über das Gelände und Erkundigungen über den Feind mußte ich mit einem Bastard zurückreiten und dem Kommando die Mitteilung überbringen. Sofort wurde aufgebrochen und wir erreichten schließlich den Feind bei Okatumba. Er war sichtlich überrascht und wich zurück bis Oviombo, wo er in den Felsenhängen des Tälchens ausgezeichnete Verstecke fand. Von Okatumba bis Oviombo war das Gelände wieder recht schwierig. Die Kolonnen, namentlich aber die Geschütze komten schwer vorwärts kommen. Bald mußten sie gehoben, bald geschoben, bald aufgehalten werden. Bald zerriß ein Seil, bald mußten die Kanoniere absitzen, bald war dieses, bald jenes entzwei, fürwahr ein

Digitized by Google

überdrießliches Geschäft. Endlich waren wir aber doch bei unserer Patrouille wieder angekommen. Und wieder standen wir in Schlachtordnung. Wir gingen auf die Höhe vor und konnten von dort aus das landschaftlich abwechslungsreiche Gelände überblicken. Wir sahen, wie die Bande wieder Gelegenheit gefunden hatte, gesicherte Stellung einzunehmen. Schon schossen sich die Patrouillen mit dem Feinde herum und zogen uns nun so mit in das Feuer hinein. Wir mußten hinab, es nützte uns nichts, sonst hätten wir keine Feuerwirkung gehabt. Wir kamen hinter Felsen zu liegen und konnten dem anstürmenden Feinde große Verluste beibringen. Schuß auf Schuß sandten wir hinüber, wo die schwarzen Leiber auftauchten und uns zähnefletschend höhnten. Beim Vorwärtsgehen kamen wir in eine äußerst ungünstige Stellung, die aber auch nicht zu verbessern und namentlich für die Geschütze völlig ungeeignet war. Dadurch hatten wir viel zu ertragen; wir konnten aber auch nicht wagen, zum Angriff überzugehen. Es war ein äußerst uninteressantes Gefecht und wir waren besonders über die lange Dauer recht verdrießlich geworden. Wiederum hatten wir schon acht Stunden im Gefecht gelegen. Der Feind wagte nichts und ließ uns wieder an sich herankommen. Doch allmählich steigerte sich der Angriff auf unserer Seite. Sprung wurde auf Sprung gemacht und so kamen wir allmählich dem Gegner auf den Leib. Als wir nochmals einen Sprung von ungefähr 50 Metern machten, wurden wir förmlich mit Kugeln überschüttet. Da beim Hinlegen wurde mir mein Kamerad zur rechten Seite erschossen. Ich sehe ihn noch, wie er aufs Angesicht fiel, als ihn die Kugel getroffen hatte. In furchtbarem Kampfe griff er mit ausgebreiteten Armen in die Steine, warf sich auf den Rücken, griff mit seiner Hand an den

Digitized by Google

Hals, streckte den Kopf hintenüber, riß sich den Kragen auf und dann — noch ein furchtbares Recken der Glieder und still lag er mir zur Seite.

Trotzdem wir jetzt vollständig mit Schießen von dem anstürmenden Feinde in Anspruch genommen waren, konnte ich es doch nicht unterlassen, meinem Freunde noch einmal die Hand zu drücken. Noch zwei Stunden habe ich dann im heißen Gefechte neben meinem toten Kameraden gelegen. Mit seinen starren, gebrochenen, leblosen Augen sah er meinem Laden zu und als der Feind in einem verzweifelten Angriffe aus seinem Verstecke herauskam, da war es mir immer, als wollte er sagen: „Paß auf, schieß gut, daß sie dich nicht würgen!" Als nach 11stündigem heißen Gefechte die heroischen Angriffe des Feindes abgewiesen worden waren, als unsere Soldaten, vom Offizier bis zum letzten gemeinen Mann, erschöpft auf der Erde lagen und unter der Wucht der Anstrengungen der vergangenen, besonders aber dieses Tages zusammengebrochen waren, da habe ich meinem lieben toten Kameraden, den ich nie vergessen werde, die Augen zugedrückt, habe ihm ein Grab gegraben und ihn dann darin zur ewigen Ruhe gebettet. Ja, lieber Freund, ich habe beim Graben geweint wie ein Kind und als mein Freund im Grabe lag und ich ihm nach einem letzten Abschiedsgruße mein Taschentuch auf sein liebes Angesicht gedeckt hatte, da habe ich noch einmal seine tote, schwere Hand ergriffen, sie gedrückt und geküßt. Dann habe ich mein schweres Totengräberamt vollbracht und ihn mit dem Sande Afrikas, der ja auch deutsche Erde ist, bedeckt. Kameraden haben mir am andern Morgen geholfen, schwere Steine auf sein Grab zu wälzen, damit er ewige Ruhe habe. Seine Uhr und Kette, seinen Geldbeutel und sein Notizbuch habe ich an mich genommen. Als ich

Digitized by Google

dieses auffchlug, las ich folgendes Gedicht, das er mir einige Tage früher einigemal vorgetragen hatte:

„Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit" —
Du hast mir's oft gesungen,
Das hat so deutsch geklungen
Im gleichen Schritt und Tritt.

Meine Mutter ist gestorben,
Mein Vater weit von hier,
Dich hab' ich dann gefunden,
Nun liegst du da mit Wunden,
Als wär's ein Stück von mir.

Kannst mich nicht weinen sehen,
Du liegst in ew'ger Ruh.
Mag eine Kugel kommen,
Sie soll mir wahrlich frommen,
Dann bin ich tot wie du! . . .

(Fritz Lienhardt.)

„Das ist schön!" hatte er darunter geschrieben; mein Freund hat recht, es ist ein herrlicher Dichter, der dies gesungen hat. Bei unserem Gefechte hatten wir starke Verluste: 2 Offiziere und 7 Reiter tot, 8 Reiter schwer, 6 leicht verwundet.

Da wir Mangel an Munition und Verpflegung hatten — welche Kolonne wollte denn auch hier fortkommen und zur Eisenbahn gibt der deutsche Reichstag kein Geld her — so mußten wir wieder zu unserem Standort zurück.

Nun, lieber Freund, es ist ein etwas langer Brief geworden, aber ich denke doch, Du wirst Dich freuen darüber. Wünschen wir, daß ich Dir noch öfters von hier aus solche langen Briefe schreiben kann. Unter den herzlichsten Grüßen an Dich und Deine lieben Eltern bin ich

in treuer Freundschaft Dein
Karl.

Digitized by Google

Eine traurige Pflicht.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Über Deinen letzten Brief habe ich mich recht gefreut, berichtete er mir ja nicht allein von Deinem und Deiner Lieben Wohlbefinden, sondern brachte er mir doch auch die Freude, daß Du mit Interesse meine Kriegsbriefe liesest und von denselben sogar Deinen Freunden Mitteilung machst. Das soll für mich nun ein Ansporn sein, meine Briefe, solange Gott mich solche hier in Afrika schreiben läßt, recht sorgsam und interessant zu gestalten. Freilich gehört dazu Erlebnis und das kann man ja hier haben. Zunächst will ich aber erst Deine Frage beantworten.

Du fragst voller Verwunderung, ob ich überhaupt etwas vom Kriegsschauplatze schreiben dürfe? Ja, lieber Freund, warum denn nicht? Wir schreiben keine Hunnenbriefe und was wir erleben, dürfen wir schon unseren Angehörigen mitteilen. „Nur keine Übertreibungen sollt Ihr schreiben!“ sagte unser Hauptmann. „Ihr macht so viel durch, daß die Leute, denen Ihr Eure Erlebnisse späterhin erzählen werdet, manches für Märchen halten und gar nicht alles glauben werden. Da braucht Ihr

Digitized by Google

nun nicht noch zu übertreiben und womöglich protzig und großtuerisch Gemeinheiten zu berichten, über denen ich und einst auch Ihr erröten müßt." Und so ist es recht, denn wir Soldaten sind ja nicht hier nach Afrika geschickt worden, um Grausamkeiten zu begehen, sondern um die Aufständischen niederzuschlagen und das Volk der Herero zu züchtigen, damit sie Respekt vor unserem Namen bekommen und unsere Ansiedler in Ruhe lassen. Unser Oberst ruft uns bei jeder Kompagniebesichtigung die Worte Schillers zu: „Die Tat ist stumm!"

Doch nun will ich wieder von meinen Erlebnissen erzählen und mich nicht so lange bei der Vorrede aufhalten.

Gegenwärtig bin ich auf einer Farm, die wir zu einer Militärstation eingerichtet haben. Es läßt sich schon gut hier leben und wir haben auch schon recht viel Vergnügen gehabt. Vergnügen — denkst Du — Vergnügen in einem Kriege? Jawohl, lieber Freund, freilich sind es andere Fröhlichkeiten, als man sie zu Hause erlebt. Die Ruhe, die wir jetzt gezwungenermaßen genießen, tut unserem Körper auch wohl. Die Anstrengungen im April und Mai waren doch ein bißchen happig. Der Tag mit seiner Hitze und seinem Staube, die Nacht mit ihrer Kälte und ihrem Tau, die ewigen Biwacks, der Busch mit seinen scharfen Dornen, der Schmutz am Körper, von dem man sich nicht befreien kann, die zerrissene Uniform, die nicht vom Leibe gekommen ist, haben uns ein bißchen heruntergebracht; auch Typhus und Malaria, Rheumatismus, Hunger und Durst und die feindlichen Kugeln haben uns Feldsoldaten doch etwas geschadet. Der Kampfesmut ist uns aber geblieben und ich zöge lieber heute wieder in den Kampf, als hier mit „Gewehr in Ruhe" zu liegen.

Digitized by Google

Während ich hier auf die Farm kommandiert bin, weilt unsere Truppe immer noch in Otjosasu, dem Sammelplatz für die neu zu bildende Kriegsmacht. Sobald Verstärkung, Proviant, Munition und alles zur Stelle sein wird, soll es weiter nordwärts hinter dem Feinde hergehen, der in der Richtung des Waterberges ausgewichen ist und im Dickicht stehen soll. Kleinere Banden beunruhigen natürlich noch immer hie und da die Gegend, überfallen Farmen, die wieder besetzt sind, und stehlen und rauben, was sie nur erwischen können. Über den Feind laufen die verschiedensten Gerüchte um. Während einzelne Überläufer behaupten, Samuel Maharero habe wieder drei volle Wagen voll Munitionsvorrat erhalten und denke gar nicht an Frieden, behaupten andere, der Oberhäuptling sei doch kriegsmüde, weil die Verluste, der Hunger und Durst ihn mürbe gemacht habe. Ich denke, wir haben ihn auch von dem Wahne kuriert, dem deutschen Kaiser widerstehen zu können. Wie uns ein Herero erzählte, soll Maharero von den anderen Kapitänen förmlich zum Kampfe gezwungen werden. Eine wahre Schauermär berichtete ein anderer Herero, der mit einem Kaffer einen Brief an Maharero überbringen sollte. Nach seiner Erzählung soll der Kaffer von den Hereros auf grausame Weise ermordet und sein Körper in Stücke zerschnitten worden sein; darauf hätten sie die Stücke mit Ochsenfleisch zusammengekocht und so aufgegessen. Auch Samuel sei gezwungen worden, an dem schaurigen Mahle teilzunehmen, indem Banjo, ein anderer Häuptling, mit geladenem Gewehr und andere mit Kirris dabeigestanden hätten. Demnach müßte Maharero unter dem Einflusse der anderen Häuptlinge stehen. Banjo und ein Häuptling namens Tjetjo sollen ihn ja stark beeinflussen. Derselbe Herero berichtet auch, daß sämtliche Bastardkinder getötet worden

Digitized by Google

sind. Mütter, die sich der Tötung ihrer Kinder widersetzt hätten, wären auch an das Schlachtmesser geliefert worden.

Aus diesen Erzählungen ersiehst Du, daß man eigentlich mit diesem Volke kein Erbarmen haben und jeden Herero niederschießen sollte, der einem vor die Mündung käme. In Otjosasu, im Lager, war es auch sehr nett, wie denn ja das Lagerleben sich immer recht interessant und kriegsmäßig gestaltet. In Häusern von Holz oder Stein wohnten wir natürlich nicht, auch unsere Zelte schonten wir, dafür hatten wir uns aber Hütten gebaut, in denen es sich herrlich leben ließ. Wir nannten die Hütten „Villen"! Spaßhaft, nicht? Das Laubgeflecht hielt Sonne und Staub und Regen und Kälte ab. Unsere Hütte, die den Namen „Villa zum blutigen Handtuch" führte und von fünfzehn Mann bewohnt wurde, war sehr geräumig und durch eine Laubwand in einen „Salon" und in ein „Schlafgemach" geteilt. In der Mitte des „Salons" stand ein Tisch und rund herum einige Stühle; beides hatte uns viel Arbeit gekostet, denn ehe wir die Wasserwurzeln, denn aus diesen waren Tisch und Stühle hergestellt worden, aus der Erde, wo sie ein Meter tief wachsen und das respektable Gewicht von drei Zentnern erreichen, herausgeschafft und zersägt hatten, gingen einige Tage darüber hin. Dafür wurden wir aber nun auch von den Bewohnern der Villa „zum blutigen Knochen" und von denen der Villa „Anschuß" recht beneidet.

An der inneren Wand entlang stand unser Gewehrständer; das Gewehr war demnach auch in der Nacht für jeden leicht erreichbar. Von der Tür unserer Villa konnten wir die anderen Hütten sehen, vor denen geschäftig die Soldaten ihre Sachen ausbesserten, putzten und was sie sonst noch zu machen hatten. Hinter unserer Villa befand sich der Feuerherd, um den wir einen Graben ge-

Digitized by Google

zogen hatten, worin bequem die Villenbewohner sitzen und ihr Mahl verzehren konnten. Recht gemütlich war es am Abend, wenn die Sonne untergegangen und die Pferdewache von der Weide heimgekehrt war. Dann schichteten wir Holz zum Lagerfeuer, lagerten uns im Kreise und bei dem Knistern und Knastern des Feuers verzehrten die einen ihr Abendbrot, während die anderen gedankenvoll in die aufflackernde Glut oder auch an den schöngestirnten Himmel schauten. Wie oft sind an einem solchen Abende meine Gedanken nach der Heimat gewandert, haben Vater und Mutter und Freund besucht, sich mit ihnen unterhalten, bis mich schließlich einer gerüttelt und gebeten hat: „Höre, schenke mir ein bißchen Tabak, ich möchte gern noch eine Pfeife rauchen, nimm einen Schluck Rum dafür!“ Dann gab ich ihm wohl Tabak und ich bekam meinen Rum und fröhlich saßen wir beisammen und sahen den närrischen Kerlen zu, die dort zum Ergötzen der Gesellschaft allerlei unschuldige Hanswurstiaden vollbrachten. Auch unsere Offiziere hatten ihre Freude an diesem Soldatenhumor, veranstalteten wohl auch selbst Spiele, von denen besonders Sackhüpfens, Wurstlaufen, Wettlaufen beliebt waren. Siehst Du, so spielten ernste Krieger, die morgen mit dem Tode würfelten und um Ruhm und Ehre stritten, heute wie Kinder. Unverzagt geht jeder in den Kampf hinein und jeder Neuling, sobald er nur den ersten Schuß heraus und zum erstenmal Pulver gerochen hat, ist jeder Furcht ledig. Dann geht's drauflos und vor unserem Anstürmen haben die Herero ebensolche Angst, wie vor unseren Maschinengewehren.

Neulich hatten zwei Kameraden zwei Herero beschlichen und schließlich gefangen genommen. Als diese nun im Lager vom Dolmetscher verhört und gefragt wurden, ob die Herero nicht Furcht vor dem großen

Digitized by Google

Bum-Bum — vor der Artillerie — hätten, antwortete ein Urian: „No, Miſter, vor Bum-Bum nicht ſo viel, aber vor die Waterrohr, die da immer machen tacktack, tacktack, davor haben wir banjo, Furcht, davor laufen alles fort!“ Die Waterrohr tacktack ſind unſere Maſchinengewehre, damit haben wir ihnen große Verluſte beigebracht. Dies habe ich noch von der Beſchreibung unſeres Lagers vergeſſen, rings um dasſelbe herum führte ein $1\frac{1}{2}$ Meter hoher Dornenverhau, der zum Schutze gegen nächtliche Überfälle diente, denn Du mußt nicht denken, daß wir vor der ſchwarzen Bande dort ſicher waren. Mein Aufenthalt auf der Farm kann Dir dazu als Erklärung dienen.

Ein Farmer, der ſich ganz ſicher geglaubt, hatte ſchon ſeit einigen Wochen mit ſeiner Frau wieder auf der Farm gelebt und in ſeinem Eifer förmlich den Kriegszuſtand vergeſſen, bis eines Tages die Herero ſeine Farm überfallen und ſeine Frau fortgeſchleppt hatten. Nur mit knapper Not hatte er ſich vor ihren Kirris gerettet und kam nun an und bat inſtändigſt den Oberſt, doch eine Expedition auszuſenden, die ſeine Frau aus den Händen der Mordbuben befreien ſolle. Da es eine größere Bande geweſen war und die Gegend vom Feinde geſäubert werden ſollte, hörten wir kaum eine Stunde ſpäter das Kommando: „Freiwillige vor die Front!“ Ich meldete mich ſofort, um den Miſſetätern ſo ſchnell wie der Blitz die deutſche Fauſt in den Nacken zu ſchlagen. Munition, Waſſer und was wir ſonſt noch brauchten, wurde ſchnell verteilt und unter Führung des Farmers ging es bald durch ſchwieriges Gelände, bald bergauf und bergab, bald durch dichten Buſch und bald durch waſſerloſe Strecken. „Wenn wir uns etwas ſputen“, ſagte der Farmer, „ſo können wir die Bande vielleicht noch an der nächſten

Digitized by Google

Wasserstelle erwischen, denn da sie eine große Viehherde trieben, können sie nicht so eilig von der Stelle. Überdies halten sie sich für sicher und werden auch noch bei der Plünderung meiner Farm Zeit verloren haben!" Dann fügte er noch in erbarmungswürdigem Tone hinzu: „Ich wollte ja alles verlieren, wenn ich nur meine Frau befreien könnte!"

„Na, werden ja sehen!" sagte unser Leutnant und fort ging es, immer drauflos.

Wir passierten die Farm, welche völlig ausgeplündert war; kein Stückchen fast war mehr ganz und Kisten und Kasten standen leer. Es war nun das zweite Mal, daß dem Farmer, dem bei dem Anblick seiner Gebäude die Tränen über die Wangen liefen, alles zerstört worden war. Wir hielten nur kurze Rast, dann ging es wieder vorwärts.

Wir kamen jetzt durch eine ganz anmutige Gegend, die mit buschartigem Unterholz bewachsen war. Es ging immer vorwärts! Unser Leutnant hatte sein Glas herausgenommen und spähte scharf voraus und nach beiden Seiten. Doch nichts regte sich. Steil ging es jetzt bergauf. Unter unseren Füßen lockerten sich die Steine und erschwerten unseren Marsch. Die Mittagssonne sandte ihre glühenden heißen Strahlen herab. Wir schwitzten, der Atem flog und die Brust keuchte, doch vorwärts, vorwärts ging es. Der Farmer glaubte, daß bald eine Wasserstelle kommen müßte, denn hie und da erblickten wir Graswuchs, der auch bald kräftiger auftrat. Es ist dies das sicherste Zeichen einer nahen Oase.

Den Säbel in der Faust, eilte unser Leutnant mit dem Farmer uns voran. Bald stolperte hier einer, bald stürzte dort einer. Doch nichts vermochte uns aufzuhalten.

Digitized by Google

Im Nu waren die Gefallenen auf den Beinen und liefen wieder den anderen nach.

Da plötzlich winkte unser Leutnant zum Halten. Er lag hinter einem Felsen und beobachtete unsere Bastards und Witbois, die so gewissermaßen unsere Spürhunde sind. Sie hatten wahrscheinlich den Feind entdeckt und gaben unserem Leutnant Zeichen. Jetzt kam dieser zurück und erklärte uns die Sachlage. Es galt, sich vorsichtig an zwei Hereros, die mit ihren Weibern wahrscheinlich hinter dem großen Trupp zurückgeblieben waren und nun jenseits eines kleinen Tales in einer Felsenschlucht beim Feuer saßen, heranzupirschen und sie auszufragen. Unsere Bastards und Witbois taten ihr Eifrigstes und nach Verlauf einer halben Stunde hatten wir auch — ohne einen Schuß zu tun — die zwei Kerls mit ihren Weibern in der Hand. Im Genick hatten die Witbois die Kerls gefangen, die nun ausgefragt wurden. Sie berichteten, daß die Hereros die Frau des Farmers gebunden zum Häuptling schleppen wollten, ihr aber noch nichts zuleide getan hätten. Dann sagten sie noch, daß zwei Wege zu der einer halben Stunde von hier entfernten Wasserstelle führten.

„Unteroffizier", sagte der Leutnant zu mir, „Sie gehen mit 12 Mann auf diesem Wege vor und ich mit 15 Mann auf diesem. In einer halben Stunde müssen wir dort sein. Vorsicht beim Annähern, daß wir die Kerls auch richtig erwischen! Sollten wir sie überraschen können, so eröffne ich zuerst das Feuer. Nun vorwärts!"

Ich hatte also wieder eine schöne Aufgabe. Den einen Hererokerl führte ich gebunden mit uns, der andere mußte dem Leutnant den Weg weisen. Wir gingen nun forsch zu. Ich sah nach der Uhr, es fehlten noch 10 Minuten an der halben Stunde, aber noch immer hatten wir

Digitized by Google

nichts vom Feinde entdeckt. Ich hatte jetzt meinen Ärger über das Gelände, das nicht übersichtlich war, denn rechts umsäumte dichter Busch den Pfad.

Jetzt wurde es freier.

Plötzlich sprang etwa 100 Meter vor mir ein bewaffneter Neger hinter einem Baumstamme vor, hob das Gewehr und knallte es auf mich ab. Dann war er verschwunden, aber gleich darauf blitzte und krachte es von vorn und rechts auf uns. „Schwärmen!" und „Schnellfeuer!" kommandierte ich und im Nu hatte jeder Mann von mir seine Deckung aufgesucht und nun knatterte es auch in meiner Schützenlinie dahin. Wildes Geheul scholl mir entgegen, aber ich blieb ruhig und dachte, vereinigt euch nur auf uns, ihr Hallunken, wie der erste Schuß auf euch von links fällt, kommandiere ich den Sturmangriff. Wir hatten so den rechten Mut zu einem Angriff.

Die schwarzen Kerle schossen wie närrisch. Jetzt sprangen mich sogar schon etliche an, aber sie mußten den Sprung mit ihrem Leben bezahlen. Horch! das waren 88er Schüsse — ich hörte Pfeifengetriller — das war mein Leutnant. Die Schwarzen heulten und schrien jetzt und stürmten zum Teil nach der anderen Seite. „Sprung! Auf! Marsch, marsch! Hurra!" „Hurra!" donnerte es jetzt und unbekümmert um die ihnen entgegenknatternden Schüsse stürmte meine Mannschaft vorwärts. „Hurra!" Jetzt sah ich auch die Schützenlinie meines Leutnants hervorstürzen. In wilder Flucht stoben die Neger davon. In einiger Entfernung sammelten sie sich jedoch und beschossen uns furchtbar. Aber wir hatten sie ja in der Zange und mit vereinigten Kräften ging es nun drauf los. „Drauf Jungens! Vorwärts! Marsch, marsch! Hurra!" Hoch schwang mein Leutnant mit der Linken den Säbel, während er in der Rechten mit seinem Revolver schoß. Jetzt

Digitized by Google

kommandierte der Leutnant eine Salve. „Feuer!“ Knarr! Wieder nahmen die Herero Reißaus und wo nur eine fliehende schwarze Gestalt sichtbar ward, schickten wir eine gutgezielte blaue Bohne nach.

Zehn Mann wurden noch auf eine Stunde Verfolgung nachgesandt.

„Ist die Frau gefunden?“ fragte unser Leutnant jetzt. Im Feuereifer hatte ich zuerst gar nicht wieder an die Frau gedacht.

„Nein, Herr Leutnant!“

„Alles genau absuchen!“ befahl der Leutnant. Es wußte auch keiner von den Mannschaften, wo während des Kampfes der Farmer geblieben war. Wir gingen zurück, bis auf die Stelle, wo wir die Hereros, die übrigens wohl ein paar Hundert mit ungefähr 100—120 Gewehren gewesen waren, überrascht hatten.

Ah, dort unter einem Baume saß der Farmer mit seiner Frau. Er hatte Wasser geholt und kühlte ihr die Wunden, die ihr von den Binden gerissen worden waren. Auf dem Rücken hatten sie der Frau die Hände zusammengebunden und während des Lagerns war sie hinter einen Baum geworfen worden, um, wie auch sie hernach erzählte, so weit sie es von den Wilden verstanden hatte, dem Häuptling überbracht zu werden. Welche Scheußlichkeiten hätten sie wohl mit dieser Frau noch angefangen? Während wir noch beim Farmer standen und der Leutnant ihm zur Errettung seiner Frau gratulierte, fragte ein Soldat den Leutnant:

„Herr Leutnant, darf ich mich auch ein bißchen verbinden lassen?“ „Na, zum Donnerwetter, warum melden Sie sich nicht gleich, daß Sie verwundet sind?“

Er hatte einen leichten Streifschuß durch den linken Oberschenkel erhalten und nachdem er verbunden war,

Digitized by Google

marschierte er wieder, wenn auch nicht im festen Schritt und Tritt, denn unterwegs mußten wir ihn doch immer ein bißchen stützen.

Als wir wieder einige Tage in Otjosasu gewesen waren, mußten wir unserer fünf Mann nach einigen Tagen wieder bis zur Farm reiten, um dort eine Militärstation zu errichten und die Gegend möglichst vom Feinde zu säubern. Da dies der Farmer hörte, ging er auch mit zurück und fing nun dort wieder an zu bauen, trotzdem ihm die Hereros so ziemlich alles vernichtet hatten. Das Vieh hatten wir ihm ja wieder erbeutet, aber ich bewundere aufrichtig die Zähigkeit und die Ausdauer, mit der dieser Mann an seinem afrikanischen Eigentume hängt. Sollte ein solcher Mann nicht seinen Schutz vom deutschen Reiche verlangen können?

Wir haben unserem Quartierwirt, dem Farmer, viel zu danken, denn er hat sich uns sehr freundlich erwiesen. Ach, was hat uns der Mann z. B. nicht alles von der Grausamkeit der Herero erzählt, mit der sie die Ansiedler in gemeiner Weise hingeschlachtet haben. Ein Bergdamara, der als Koch in den Diensten des Farmers stand, hat diesem folgenden Vorfall erzählt: Ein Weißer, der schon 11 Jahre unter den Herero gelebt und wie man hier sagt, ganz verkaffert war, bemerkte zu Anfang des Aufstandes, daß ihn die Schwarzen nicht mehr an ihren Ratsversammlungen teilnehmen ließen. Er forschte nach dem Grunde und erfuhr von seinen schwarzen Werftgenossen, daß das nicht mehr anginge sei, da er ein Weißer sei.

Der Mann soll ihnen nun vorgestellt haben, daß er doch zu ihnen gehöre und einer der ihren sei, aber da sollen ihm die Herero geantwortet haben: „Freilich, das sei wohl richtig, aber er könne ihnen als Weißer sehr viel schaden und um dieser Gefahr vorzubeugen, habe man

Digitized by Google

beschlossen, ihn zu töten." Darauf soll der Mann an einen Baum gebunden und wie ein Schaf abgeschlachtet worden sein. Man soll ihm ganz einfach die Gurgel abgeschnitten haben.

Merkwürdig ist es auch, daß wir ab und zu, wie ich Dir glaube schon geschrieben zu haben, Leichen unserer deutschen Krieger finden, die wir begraben hatten, aber die von den Hereros wieder ausgescharrt worden sind, um ihnen Hände und Füße abzuschneiden. Diese verleihen, nach dem Glauben dieser Kannibalen, wenn sie gegessen werden, Kraft und Stärke. Aus den Knochen der Feinde sollen sich die Schwarzen Zauberwürfel und Runentäfelchen schnitzen.

Wenn die Herero jetzt auch keine Menschenfresser mehr sind, so wird doch noch von einem Häuptling, der erst im Jahre 1896 erschossen werden mußte, erzählt, daß er sehr gern Braten von Buschmannskindern aß und als Zukost zu diesen gedämpfte große afrikanische Mistkäfer genoß.

Doch nun genug von diesen Grausamkeiten. Wir wollen uns nicht unnötigerweise fürchten machen.

Ein großes Vergnügen hier auf der Farm bildet, wie ich Dir schon eingangs des Briefes schrieb, für mich die Jagd, der ich mich oftmals mit dem Farmer hingebe. Der Farmer borgt mir eine seiner Jagdflinten und dann geht's los. Ich bin aber kein Sonntagsjäger und weiß mein Huhn ebenso gut zu schießen, wie im Kampfe einen schwarzen Hererokerl. Willst Du zum Schluß meines Briefes eine kleine Jagdschilderung mit anhören? Denke Dir: Es ist am frühen Morgen, als Dein Freund mit dem Farmer zur Jagd aufbricht. Noch herrscht das tiefe Schweigen der Nacht und beim leuchtenden Sternenscheine sehe ich rechts und links die hohen, knorrigen Dorn-

Digitized by Google

bäume und vor mir das weißlich blinkende Wasser. Schnell wächst im Osten ein heller Schein herauf und nun sehe ich die langgestreckte Wasserfläche, von der dampfende Nebel aufsteigen. Wunderbar nehmen sich die üppiggrünen bewaldeten Ufer aus und bei ihrem Anblicke muß ich immer wieder an unseren schönen deutschen Wald denken. „Ja, wie ein norddeutscher Waldsee im Herbste!" bestätigt mir auch mein Begleiter. Da schreckt uns das Gackern eines Frankolinhahnes aus dem Sinnen. Er steht im Baume über uns und schon will ich das Gewehr heben, um ihn zur Strecke zu bringen, da bittet mich der Farmer, im Hinblick auf Störung und reichere Beute, davon abzustehen.

Ich spähe nun über die Wasserfläche, die von dunklen Streifen, Schwammbänken, unterbrochen ist. Kein Reiher, keine Gans zeigt sich; der Kleinkram, wie Taucher, Läufer, Säbler und wie sie alle heißen, kümmert uns nicht. Wir gehen das Ufer entlang und kommen jetzt an tieferes Wasser. Es ist heller Tag geworden und nun bemerken wir unzählige schwarze Punkte, fast unbeweglich, aber doch lebend. „Das sind lauter Fischmäuler!" belehrt mich mein Begleiter. Ich denke, es sind ganz kleine Fische, aber ein emporschnellender Fisch belehrt mich von seiner anständigen Größe. Ich schieße auf kurze Entfernung und sechs weiße Bäuche quittieren; aber die Fische sind furchtbar zähe und unsere Bambusse*) hatten Mühe, nur zwei der Biester zu fangen. Wir gehen nun etwas weiter und jetzt erblicken wir die langersehnten Gänse, die gebraten uns gut schmecken sollen. Sieben Stück sind es. Wir ducken uns, um sie ruhig herankommen zu lassen. Ein Meter vorgehalten — krach — drei Gänse schlagen in die Binsen. Jetzt springen wir aber schnell hin, um

*) Laufburschen.

Digitized by Google

keine zu verlieren. Aha, dort lagen sie, mausetot. In dem Moment, wo wir nach den Gänsen greifen wollen, kommt auch eine Anzahl Enten an. Den anderen Hahn gespannt und wieder sausen ein paar Tiere aus der Höhe herab. Froh der Beute ziehen wir weiter. Drüben am Ufer wimmelt es von Frankolinen, Strandläufern und einer Art Kiebitz. Dort rudert eine muntere Schar winziger Enten, wie unsere Krickenten und dazwischen tummeln sich Taucher und Wasserhühner mit roten Schnäbeln. Wenn sonst nichts passiert und wir Nahrung bedürfen, gehen wir bis zum Abend gewöhnlich jagen. Einst, als wir auch mit reicher Beute heimkehrten, sahen wir auf einem entfernten Baume etwas Weißes sitzen. Wir pirschten uns ungefähr bis auf 500 Meter an, da erkannte der Farmer, daß es ein großer weißer Adler sei. Schneeweiß mit dunkelbraunen Schwingen war er. Vorsichtig pirschten wir uns noch weiter an. Auf einem kahlen Stamme des Baumes blockte der Adler. Wir waren gut gedeckt und die Entfernung war etwa noch zehn Meter; mir mußten jetzt den Schuß wagen, obgleich wir durch dichten Busch schießen mußten, denn wir wußten nicht, ob dieser prächtige Kerl noch längeres Manövrieren aushalten würde. Fest legte ich die Büchse an den Stamm und ohne Zittern kam ich ab, doch umsonst: unversehrt strich der Adler auf den Knall ab und zeigte mir dabei seine gewiß über zwei Meter betragende Spannung. Trotzdem ich damals heimwärts noch einen schönen Blaufalken und einen Pfefferfresser mit gewaltigem Schnabel geschossen habe, ich ärgerte mich doch, daß ich diesen Adler nicht zur Strecke gebracht hatte.

Aber nun, lieber Freund, will ich meinen langen Brief für diesmal schließen. Du wirst von dem Lesen meines Schreibens wahrscheinlich auch müde geworden sein

Digitized by Google

und ich möchte nicht haben, daß Du über meinen Briefen einschlafen sollst.

Das nächste Mal werde ich Dir wahrscheinlich wieder Waffentaten berichten können, denn meine schöne Zeit, die ich hier auf der Farm verlebt habe, denke ich mir, wird bald vorübergehen. Einmal müssen wir ja doch wieder einen Hauptschlag gegen die Hereros führen.

Grüße Deine Eltern bestens von mir und behalte in liebem Andenken

Deinen treuen Freund
Karl.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Zu meiner Freude kann ich Dir wieder berichten, daß ich aus der letzten Schlacht am Waterberge mit heiler Haut davongekommen bin. O Junge, wie haben uns einmal wieder die blauen Mücklein umschwärmt und ihr Liedlein gesungen. Fortwährend hörten wir da: Sſſt — ptſch — ktſch — ſſſt — ptſch — ktſch — das war das eintönige Lied der 88er und 71er und der Vorderlader-Mücken. Manchem von uns hat wohl bei Beginn des Gefechts das Herz im Leibe gebebt — glaube mir, selbst der mutigste Soldat ist nicht frei von Furcht — aber als wir dann einmal wieder drin waren, da trug keiner mehr das Herz in der Hand, da straffte sich der Sprung, schärfte sich das Auge und festigte sich die Hand. Kaltblütig erfüllte jeder seine Pflicht.

Mehr wie Kaltblütigkeit besaß wohl der Unteroffizier S., den Du ja auch kennst. Mitten im Gefechte stopfte er sich seine Pfeife und zündete dieselbe an. Ich glaube, dem ist sein Haspen während des ganzes Tages, mitten im Schlachtengewühle und -gedonner nicht ausgegangen.

Digitized by Google

Zerstörte Farm.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Doch ich will versuchen, Dir den Verlauf des Gefechtes zu schildern. Während meines Aufenthaltes auf der Farm war es noch immer in dortiger Gegend unruhig, Sicherheit herrschte durchaus noch nicht, denn räubernde Banden tauchten wieder auf, um besonders Vieh zu stehlen. Freilich, so schlimm, wie es die Engländer in ihren Depeschen aus Kapstadt ausgestreut haben sollen, ist es nicht gewesen. Danach sollte nämlich Okahandja dem Erdboden gleichgemacht worden sein und Windhuk seinen Untergang in den Flammen gefunden haben. Das ist ja alles nicht wahr. „Erstunken und erlogen!" sagten die Leute zu Hause bei meinen Großeltern. Daß die Eingeborenen aber durch solche Telegramme zu weiteren Räubereien veranlaßt und ermutigt worden sind, ist mehr denn wahrscheinlich. Doch wie dem auch sei, eine Beruhigung war jedenfalls noch nicht eingetreten, als wir von unserem Posten abberufen wurden. Dem Farmer, unserem freundlichen Wirte, der über unsere Abberufung ganz verdrießlich geworden war, wurde anheim gegeben, bei Annäherung von Banden sich an einer Wasserstelle einzufinden, wo er mehrere Farmer des Bezirks, die sich während der Unruhen von ihren Farmen auch dorthin geflüchtet hatten, finden würde. Das wollte denn unser Wirt auch tun und nach K. reiten, wenn der Feind irgendwo auftauchen würde. Genügend Munition hatte er sich ja gekauft. Auch an anderen Wasserstellen wollten sich Farmer zur Zeit der Not einfinden. Ein Reiter sollte die Verbindung zwischen den einzelnen Orten aufrecht erhalten und bei etwaigem Ausbruche von Unruhen den Farmern weitere Munition überbringen. Als ich zu meiner Truppe kam, hatten wir am anderen Tage im Biwak Besichtigung durch unseren Höchstkommandierenden, den General v. Trotha, der nunmehr die Kämpfe gegen die Hereros leiten wird.

Digitized by Google

Die Hereros hatten sich nach den für sie verlustreichen Gefechten von Ojangira und Okosasu getrennt und der größte Teil von ihnen war nach Norden zu den Waterbergen gezogen. Der andere Teil hatte wegen Übertritts schon mit der Grenzpolizei von Britisch-Betschuanaland verhandelt, als ein Brief von Samuel, dem Oberhäuptlinge, angekommen, in welchem er den Kapitänen geschrieben haben soll, sie sollten schleunigst zurückkommen, denn aus dem Ovambolande seien drei Wagen voll Gewehre und Munition angekommen. „Sie könnten also wieder Krieg machen!" soll in dem Briefe gestanden haben. Darauf sind tatsächlich die Häuptlinge Traugott und Kajata umgekehrt und nach dem Waterberge getreckt. Überläufer haben freilich berichtet, daß die Sache mit den Munitionswagen eine Finte Samuels gewesen sei, nur um die beiden Großleute mit ihrem Volke wieder heranzuziehen. Wie dem nun auch sei, die Hereros saßen am Waterberge und wir mußten jetzt daran, dieselben zu schlagen.

Wie Du, lieber Freund, gelesen haben wirst, richtete General von Trotha alles auf einen sicheren und entscheidenden Schlag ein. Der Feind sollte umstellt werden, wie man einen Fuchsbau umstellt. Selbst die allerletzten kleinen Fluchtwege und Notröhren sollten verlegt werden, um dem Reinecke Voß, dem Schwarzen, womöglich das Entweichen unmöglich zu machen.

Ich kam wieder zu meinem 2. Feldregimente, zu meinem Oberst, den wir über alles verehren, zu meinem treuen Hauptmann und zu meinem Leutnant, der uns so überaus freundlich gesinnt ist. Auf dem Vormarsche bildete unsere Kompagnie die Avantgarde. Ich freute mich, zuerst mit auf den Feind zu stoßen, wurde aber leider für ein paar Tage zur Dienstleistung bei der Kolonne kom-

Digitized by Google

mandiert. Als daher unsere Truppen bei Okateitei mit dem Feinde fast handgemein geworden sind, stand ich mit der Kolonne in sicherer Deckung und kann Dir daher von dem Gefechte nicht viel erzählen. Ich hörte wohl viel vom Schießen, sah aber nichts, denn wir befanden uns, wie schon gesagt, in vollständiger Deckung.

Als es aber in das weitverzweigte, gipfel- und schluchtenreiche Bergland des Waterberges ging, war ich wieder dabei.

Du mußt nicht denken, daß der Waterberg ein einzelner Berg ist, nein, unzählige Kuppeln, Grate und Rücken bieten sich Deinen Blicken dar und entzücken Dein Auge. Das Bild steigert sich noch ins Erhabene, wenn Du Deinen Blick zu dem eigentlichen Waterberg erhebst, der wie ein gewaltiger Riese über alle die Berggipfel ragt.

Wir hatten jetzt weniger Gebirgsland zu passieren und die Ebenen und die weiten Grassteppen bildeten hier ein vortreffliches Weidefeld für unsere Pferde. Unsere Seitenpatrouillen konnten sehr weit rechts und links gehen und das war uns ja auch recht erwünscht, denn wir hatten die Aufgabe, rechts Verbindung zu suchen mit einem Seitendetachement, das wiederum die Abteilung Glasenapp suchte, die östlich an den Waterberg heranmarschierte. Je näher wir dem Waterberge kamen, desto enger wurde der Kreis unserer Truppen. Südöstlich vom Waterberg, rechts der Glasenappschen Abteilung, ritten die Truppen des Oberstleutnant Müller, während sich an diesen östlich vom Waterberg die Abteilung von der Heyde anschloß.

Wir gingen nur langsam vor und hatten Befehl, wohl Fühlung mit dem Feinde zu suchen, uns aber möglichst nicht mit ihm einzulassen, damit das Fuchsgraben an einem festbestimmten Tage gleichzeitig von allen Ab-

Digitized by Google

teilungen unternommen werden konnte. Nach Norden und Nordosten konnten die Herero ebenfalls nicht unbemerkt entweichen, denn sowohl von Outjo an, wo die Abteilung Häring sich befand, bis zu Otjosongombe, wo die Abteilung Estorff stand und dort ein großes Gefecht hatte, war der Kreis geschlossen; zwischen diesen standen wiederum die Abteilungen Fiedler, Brockdorff und Volkmann. Ungefähr mit 4000 Reitern und berittener Infanterie war der Berg umstellt, und dieser Kreis war ungefähr auf 120 Kilometer schon zusammengeschrumpft. Du wirst denken, 4000 Mann auf 120 Kilometer, dieser Ring kann doch bei der großen Zahl nicht unbedingt als haltfest bezeichnet werden; das wird auch der Fehler gewesen sein, daß die Herero doch noch schließlich den Ring durchbrochen haben! Du hast ganz recht, lieber Freund, aber was wollte der General machen? Hätten wir den Feind nur von einer Seite angegriffen, so hätte er uns nicht standgehalten und wir hätten ihm noch viel weniger Verluste beibringen können, als er tatsächlich erlitten hat. Schließlich sind doch die Herero auch so schlau, daß sie sich nicht hinstellen und warten, bis wir sie mit der Keule totschlagen können. Überdies haben wir 4000 Mann, dazu die sechs Batterien, die Maschinengewehre und Maschinenkanonen, dem Feinde wirklich ein Stückchen gesungen, dessen Melodie er ewig im Ohre behalten wird.

Jedoch nun wieder zurück zu meinen Kriegserlebnissen.

Wir waren als vorderste Truppe ungefähr bis auf 30 Kilometer an den Waterberg herangekommen, als uns einige 30 Stück Großvieh der Hereros in die Hände fielen. Mit wenigen Schüssen hatten wir den Feind verjagt und da am anderen Morgen unsere Witbois und Bastards, die unserer Patrouillenlinie immer voraus sind, nichts von der schwarzen Rasse merkten, rückte unser Hauptmann mit

Digitized by Google

der Kompagnie in Sicherung nach einer östlicheren neuentdeckten Wasserstelle vor. Wir waren in Stärke von 25 Mann zurückgeblieben und sollten im Laufe des Vormittags folgen. Die Kompagnie war ungefähr schon eine Stunde weg. Die Wasserstelle, an der wir noch lagen, war rings von hohem Steppengras und Dornbusch umwachsen. Ziemlich mannshoch war das Gras hier anzutreffen. Zu unserer eigenen Sicherung hatten wir die Posten, Witbois und Bastards, noch nicht eingezogen. Der Leutnant hatte mir eben den Befehl gegeben, alles zum Abmarsch bereit zu halten. Ein Teil der Mannschaften war noch mit dem Abbrechen der Zelte beschäftigt, der andere Teil packte seine eigenen sieben Sachen zusammen oder ging den weidenden Pferden nach. Ich selbst stand gerade in dem von uns angelegten Kraal und sah nach dem Sattelzeug meines Pferdes, um aufzusitzen und, wie der Leutnant befohlen hatte, die Posten einzuziehen. Ich dachte eher an alles andere, als an die verflickten Hereros. Da plötzlich fiel vor mir ein Schuß. Ich horchte auf und stutzte, da knatterte aber auch schon von drei Seiten ein Schnellfeuer auf uns ein, daß uns von dem Zischen und Klatschen der Kugeln Hören und Sehen verging. Es war gar kein Zweifel, wir waren überfallen. Ich griff nach meinem Gewehre, ließ mein Pferd im Stich, das jetzt seitwärts rannte, duckte mich hinter den nächsten Dornenbusch und versuchte zu schießen. Glücklicherweise hatte ich meinen Patronengurt schon umgeschnallt gehabt. Ich konnte absolut nichts sehen. Jetzt kam auch die Mannschaft gerannt. Ach, in welchem Anzuge! Der eine kam ohne Hut, der andere ohne Rock, ja einer, der auf meinen Busch zusprang, kam mit halbzugeknöpftem Rocke, in Strümpfen und ohne Hosen an. Er hatte schnell noch vor dem Aufbruche seine Hosen

Digitized by Google

flicken wollen und war von dem Schnellfeuer überrascht worden. Ohne Zögern hatte er nach dem Gewehre und nach seinem Patronengurt gegriffen, duckte sich hinter meinen Busch und schimpfte nun weidlich, während ich ihm den Patronengurt festschnallen mußte. „Elende Bande, wenn ich doch nur meine Hosen hätte!" Ich höre seine Schimpferei jetzt noch. Glaubst Du's, der Kerl hat das Gefecht ohne Hosen durchmachen müssen.

Hinter den nächsten Büschen links lag der Leutnant mit einigen Leuten. Nur ganz vereinzelte Schüsse konnten wir abgeben, denn bei dem hohen Grase und dem dichten Buschwerk war nichts vom Feinde zu sehen. Es war ein verteufeltes Gefühl, so beschossen zu werden, ohne nur das geringste zu seiner Verteidigung tun zu können. So an die zehn Minuten — eine schreckliche lange Zeit — lagen wir da und rührten uns nicht.

„Das wird heute schlimm, Jungens!" sagte einer in meiner Nähe. „Halt's Maul, Mensch und paß lieber auf!" antwortete ihm ein anderer. Ein Pferdewächter rief mir zu, daß zwei Mann auf ungesattelten Pferden der Kompagnie nachgeritten wären. In zwei Stunden konnte dann schließlich der Hauptmann zur Stelle sein. Aber ob wir uns solange würden halten können, das war die Frage, denn der Feind war — nach oberflächlicher Schätzung — über 100 Gewehre stark. Nachdem mir der Leutnant noch zugerufen, meine Leute zusammenzuhalten und ihm nachzukommen, sah ich ihn schon mit seinen zehn Mann nach links zu vorwärts springen, wo, wie wir wußten, der Busch lichter war und wenigstens einen Aus- und Überblick über das vorliegende Gelände gönnte. Jetzt hörte ich unsere 88er knallen und nachdem das Feuer etwas von uns abgelenkt worden war, sprang auch ich mit meiner Abteilung vor. So ernst die Sache

Digitized by Google

jetzt auch war, ich mußte doch lachen, als ich meinen Mann ohne Hosen springen sah.

Jetzt wurde es anders. Schon während wir vorrannten, sahen wir die schwarzen Kerle in dem hohen Grase springen. „Nieder!“ kommandierte ich und jeder von uns kroch hinter seinen Busch und schoß nun, wie auf dem Schießstande, wo es gilt, genau die Bedingungen zu erfüllen.

Ich hatte meine Leute darauf aufmerksam gemacht, gut und nur auf festes Ziel zu schießen, denn wir hatten nicht übermäßig viel Munition und durften uns doch nicht verschießen. Die Kerls schossen denn auch gut, aber wir sahen keinen Erfolg. Uns hatte der Feind noch keine Verluste beigebracht, weder, soweit wir sehen konnten, war einer von uns verwundet, noch war einer tot. Unsere anfängliche Aufregung war gänzlich geschwunden und eiserne Ruhe beherrschte uns. Dem Leutnant ließ ich in der Schützenlinie entlang rufen, daß der Hauptmann benachrichtigt sei und in zwei Stunden mit seiner Kompagnie zurückkommen könne. Wir lagen fest hinter unseren Büschen und verfolgten genau die Bewegungen des Gegners. Jetzt merkte ich an der Bewegung des Grases, daß uns der Feind in die Flanke und in den Rücken fallen wollte. Ich kommadierte einige Leute zur Rechtsschwenkung und als diese gutes Schußfeld und gute Ziele hatten, änderten die Hereros ihre Taktik und gingen zurück. An dem kanonenschußartigen Knall ihrer Donnerbüchsen hörten wir deutlich, daß sie nicht gut ausgerüstet waren und meistens nur Vorderlader hatten. Gottlob, schossen sie auch schlecht, meist zu hoch. Unteroffizier S. steckte sich jetzt seine Pfeife an und schmauchte, wie ein Stadtsoldat. Der Leutnant ließ ihn gewähren, wahrscheinlich um ängstlicheren Gemütern dadurch Mut ein-

Digitized by Google

zuflößen. Ein nochmaliger Umgehungsversuch der Hereros wurde kräftig mit Schnellfeuer zurückgewiesen. Während wir dann nur sparsam schossen, knallten die Schwarzen wie wahnsinnig darauflos. Nach ungefähr einer Stunde, wir lagen noch auf demselben Flecke, schien sich etwas Neues vorzubereiten. Der Feind gab jetzt ein tolles, aber schlecht gezieltes Schnellfeuer ab. Ich stützte mich auf die Ellbogen, um zu sehen, was vorging. Ich erschrak doch etwas, als ich den Feind jetzt in regelrechter Schützenlinie mit tadellosem Abstande herankommen sah. Ich rief den Leutnant an. Unser augenblicklich einsetzendes und gutgezieltes Schnellfeuer brachte die Schwarzen bald zum Halten und zum Verschwinden in dem hohen Grase. Ganz deutlich sah ich einige bei dem Vormarschieren zusammenstürzen. „Kamerad, ich glaube, ich bin verwundet!" rief mir ein Unteroffizier zu. Ich sah, wie er nach dem Blute sah, das ihm aus der Hose sickerte und wie er sich vergeblich bemühte, sich zu erheben. Ich konnte mich aber nicht weiter um ihn bekümmern, denn die Hereros suchten zum drittenmal unsere Flanken zu umgreifen. Unsere Lage wurde immer ernster und noch war keine Hilfe zu erwarten.

Die Stimmen der Angreifer kamen immer näher und einen Heidenspektakel vollführten sie in den Büschen. Mir verging jetzt das Lachen, wenn ich auch den Mann ohne Hosen und mit bitterernstem Gesichte neben mir liegen sah. Der Leutnant fragte, wieviel Patronen jeder von uns noch habe.

„Durchschnittlich noch 20 Stück!"

So weit hatten wir uns schon verschossen. Herrgott! was soll das werden! Mir lief der Angstschweiß von der Stirn. Wieder erhob sich ein mächtiger Spektakel und ich wollte das Seitengewehr aufpflanzen lassen, als

Digitized by Google

mir plötzlich einer von der Mannschaft zurief: „Dort links treiben sie unsere Pferde weg!“ Und richtig, zwischen den Büschen sah man einige Pferde, die von schwarzen Kerls geführt wurden. Wir schossen nun mitten in den Knäul hinein und sahen deutlich die angerichtete Verwirrung. Jetzt erhielten auch wir wieder starkes Feuer. Ein Witboi ließ tödlich getroffen seinen Kopf auf sein Gewehr fallen. Sein Kamerad nahm ihm jetzt die Patronen ab. Wir brauchten sie.

„Bei den letzten Patronen das Seitengewehr aufpflanzen!“ befahl unser Leutnant. Ich dachte, die letzte Kugel sparst Du für Dich auf. Die Kerls sollen mir nicht den Schädel einschlagen.

„Herr Unteroffizier, der Feind muß Verstärkung bekommen! Es fallen so viele Schüsse von modernen Gewehren!“ rief mir ein Soldat zu. Ich hörte das veränderte Schießen wohl. Ich steckte meinen drittletzten Rahmen in das Gewehr. „Ach, wenn doch der Hauptmann käme!“ Zwei Stunden. — Schreckliche Zeit!

„Unteroffizier, aufpassen, die Kompagnie ist angekommen!“ Einen Augenblick schoß weder Freund noch Feind, alles lauschte. Richtig, es war unser Hauptmann! Nun setzten wir aber nochmals mit gutem Schießen ein und als die Hereros einen verzweifelten Angriff machten, kommandierte bald darauf der Leutnant sein immer so frisch und feurig klingendes: „Sprung! Auf! Marsch, marsch!“ Wir schrieen schon jetzt Hurra, denn die Freude, daß unser Hauptmann uns nicht im Stich gelassen, wollte unser Herz sprengen.

Nochmals wurde ein Sprung gemacht und mit „Hurra“ ging es drauf los. Mein Mann ohne Hosen war einer der Tapfersten. „Wartet, verdammten Kerls,

Digitized by Google

ich will Euch schon helfen, mir meine Hosen nicht anziehen zu lassen!" rief er.

Die Schwarzen flohen jetzt, wir hatten gewonnen und der Sieg war auch nicht zu teuer erkauft worden. Wir atmeten auf, als wir unser heißes Gewehr auf die Erde stellen konnten. Wie lachte der Hauptmann, als er den Mann ohne Hosen, in dem komischen Anzuge vor sich stillstehen sah!

Gleich nach dem Gefechte mußte ich einen Patrouillenritt unternehmen. Als ich durch einen ziemlich lichten Busch ritt, fiel unversehens von einem neben der Pat liegenden Strauche ein Schuß. Wie damals bei Ojangjira kam auch dieser von einem verwundeten, dort lauernden Herero. Ein Knall von einem meiner Mannschaft und er sank zusammen. Wir stiegen ab. Er hatte sich, schon vorher schwerverwundet, wie man an der Blutspur erkennen konnte, von Strauch zu Strauch geschleppt. Hinter dem letzten fand ich seinen Pulverbeutel.

Vier Kilometer bin ich noch geritten, von den Hereros war aber nichts mehr zu sehen.

Das Gefecht kostete uns zwei Tote von den Witbois und zwei Verwundete. Wir waren wirklich billig davongekommen.

Am anderen Morgen, am 6. August, rückten wir wieder langsam vorwärts. Wir kamen ins Gebirge und freuten uns der kleinen silberhellen Wildbäche, die hier durch anmutige Täler flossen, labten uns an dem köstlichen Wasser, suchten, soweit es ging, den Schatten hochstämmiger Akazienwälder auf, ja wir pflückten uns sogar Blumen, steckten sie an unsern Hut und an unsern Rock. So etwas hatten wir während des ganzen Feldzuges noch nicht zu sehen bekommen und es war nur zu natürlich, daß diese veränderte Landschaft Heimatgedanken weckte.

Digitized by Google

Am nächsten Tage hatten unsere Patrouillen wieder Fühlung mit dem Feinde gewonnen. Langsam ging es vorwärts, denn wir hatten ja die Weisung erhalten, den Feind nicht zu stellen und auch nicht zu drängen. So kam auch allmählich das Regiment heran. Am Morgen des 9. August bekamen wir den Befehl aus dem Hauptquartier, den Feind nicht aus den Augen zu lassen und ihm an der Klinge zu bleiben. Der Befehl zum Angriff würde uns in den nächsten Tagen noch zugehen. Nun sollte es also bald wieder anfangen.

Wir brauchten auch gar nicht lange zu warten, denn nach kurzer Zeit erhielt unser Oberst den direkten Befehl, den Feind am 11. August früh mit den vereinigten Kräften anzugreifen und ihn zu schlagen. Der 10. August brachte hauptsächlich Patrouillenritte nach vorn und rechts und links. Wir lagen in dem wenig übersichtlichen Gelände, welches, wie es schien, in das Hauptgebirge führte, und wir hörten deutlich, wie unsere Patrouillen mit dem Feinde Schüsse wechselten. Das ist ja immer so die Einleitung zum Gefechte, wenn man den Feind zum Stehen bringen will. Hier brauchten wir nun nicht lange zu warten. Am Abend des 10. August hatten wir den Gegner so weit. Er schien sich umstellt zu sehen, denn überall traf er auf die Bastards und Witbois, die alles auskundschafteten und überall her den Feind mit Feuer empfingen.

Das Gelände war einmal wieder, wie ich schon bemerkte, nicht gut übersichtlich, dazu hatte der Feind sich auch gute Stellung in dem vor uns liegenden Dorfe gesucht. Wir waren also gezwungen, das Dorf zu stürmen. Dies ist immer schwieriger als eine Feldschlacht.

Mit frischen Kräften fing am Morgen des 11. August der Tanz an. Das Regiment hatte sich zum Gefechte entwickelt, um den Gegner aus dem verschanzten Dorfe Ommweroume

Digitized by Google

zu vertreiben. Wir gingen in Schützenlinie vor. Ein gewaltiges Feuer empfing uns und wir mußten Deckung suchen. Die Pferdehalter mußten weiter rückwärts. Wir hatten schon eine Weile gelegen, als unsere Kompagnie anfing, wie wild zu schießen. Ich fragte, was denn los wäre, da meinten meine Nebenleute, ich solle doch einmal auf die Buschgruppen 200 Meter vor uns und auf die Felshänge links des Dorfes sehen. Richtig, jetzt bemerkte ich die blauen Wölkchen der 71er Gewehre. Die Kerls waren ja ganz nahe herangekommen! Die schwarzen Teufel schossen wieder zu hoch, die Geschosse zischten alle über uns hinweg.

Links von uns stand ein Geschütz. Unser Leutnant rief dem Artillerieoffizier die Beobachtung zu, worauf dieser nach den Felsenhängen den Schwarzen einige Kartätschengrüße hinüberschickte.

Die Artillerie wurde stark beschossen, sie ließ sich aber nicht stören, blieb immer mit uns in Verbindung und nahm, als sie an den Felshängen Luft gemacht glaubte, das Dorf gehörig unter Feuer. Aber auch die Schwarzen blieben uns keine Antwort schuldig. An Munition litten sie wahrscheinlich keinen Mangel. Ein Mann am Geschütz war verwundet worden. Er wurde rückwärts getragen. Der alte Landsknecht Tod schritt demnach schon in unseren Reihen herum, um sich mit seinem Speere seine Opfer zu suchen.

Unsere Leute wurden ruhiger, ihr Feuer verstummte jetzt fast ganz, als kein Schwarzer mehr zu sehen war. Noch nicht einmal eine Hutkrempe bemerkten wir mehr. Unser Feuer mußte also vernichtend gewesen sein. Nur von rechts und links hörten wir noch tüchtig schießen. Die Bande mußte sich wohl im Dorfe oder hinter die Felsen versteckt haben, die jenseits des Dorfes sich immer

Digitized by Google

weiter in das Gebirge schoben. Der Hauptmann ließ jetzt sprungweise vorgehen, doch als wir bis auf ungefähr 150 Meter auf das Dorf herangekommen waren, empfing uns ein furchtbares Feuer. Einen Augenblick stockten wir, suchten Deckung, doch da die Offiziere merkten, daß wir hier unnütz dem Feuer des Feindes preisgegeben waren, gingen wir im Sturm vor. Unsere Kompagnie wäre auch nicht mehr zu halten gewesen. O, wie zischten die Kugeln an uns vorbei, aber unsere Leute kannten keine Furcht. Immer drauflos sprangen sie. Beim Vorwärtsstürmen sahen wir auch die anderen Kompagnien vorspringen und wie ein Wettlaufen war es jetzt anzusehen. Mit Hurra ging es vorwärts; wir waren alle kampfesfreudig und sprangen frisch und fröhlich mit Todesverachtung in die Pontoks hinein. Die schwarzen Kerle hielten stand bis zuletzt und aus jeder Hütte mußten sie vertrieben werden. So nahe hatten wir noch nicht auf den Feind geschossen. Unsere Ordnung war im Vorwärtsspringen fast völlig aufgelöst worden. Dort rechts sprang ein Schwarzer nach einer Hütte, wohl um sich zu verstecken und sein tödliches Blei in unsere Reihen zu senden. Schnell das Gewehr hoch — da lag er, mein erster, den ich mit Bestimmtheit ansagen konnte. Auf 50 Meter mochte es sein. Jetzt wimmelte es im Dorfe von Soldaten, das ganze Regiment war vorgerückt und der Feind mußte weichen. Das Dorf wurde jetzt vom Feinde gesäubert und dann ging es immer weiter vorwärts.

Da trat ein Stocken ein. Jenseits des Dorfes hatte sich der Feind auf den Felsen festgesetzt und beschoß unsere sich wieder ordnenden Truppen und verteidigte sich mit großer Energie. Es war ein saures Stück Arbeit, diese Felskämme zu erklimmen. Doch die Arbeit mußte geleistet werden.

Digitized by Google

Die Schwarzen hatten sich gut verteilt und beherrschten durch ihre günstige Stellung das ganze Gelände. Wieder ging es sprungweise vor. Zu zweien, fünft, höchstens zu zehnt konnten wir vorspringen, denn wir erhielten zu starkes Feuer. Dabei blieben die Geschosse unserer Artillerie fast ganz wirkungslos. Vom Feinde sahen wir keinen Ellbogen und kein Ohr.

„Avancieren!" hieß es jetzt und wir sahen, wie rechts eine Kompagnie in Trupps sprungweise vorging. Wir waren schon nahe an den Feind heran, als neben mir ein Mann fiel. Die Mannschaft links rief mir zu, daß sie hier in Grund und Boden hineingeschossen würden. Doch was sollte ich tun? Da ließ unser Hauptmann einen Sprung machen. Unsere Kels waren nicht mehr zu halten und unaufhaltsam stürmten sie aufwärts bis zur nächsten Klippe empor. Aus dem ersten Felsenlager flüchteten etwa zwanzig Herero. Drauf und dran wurde jetzt geschossen. Es war ein ordentliches Wettschießen auf beiden Seiten. Die Felsennester waren von den Hereros zu förmlichen Forts eingerichtet worden. Jetzt kamen die anderen Kompagnien. Rasend, unaufhaltsam ging es nun vorwärts. Keiner bekümmerte sich mehr um den anderen! Vor mir lag ein größerer Felsenkomplex, ich rannte auf ihn zu und passierte eine Enge. Da sah ich plötzlich zehn Schritt vor mir hinter der nächsten Klippe auftauchend, einen schwarzen Kopf, aber in demselben Augenblicke umfuhr mich schon ein Blitz, ein Knall und ein Hagel von Steinsplittern umsprang meinen Kopf. Des Schwarzen Kugel war an die Felswand geschlagen. Ich wollte schnell vorwärts laufen, schlug aber der Länge nach hin. Beim Aufstehen sah ich die schwarze Fratze wieder, wie er an seiner Flinte hantierte. Im Nu hatte ich das Gewehr am Kopfe und zischend fuhr ihm meine Kugel durch die Stirn. „Das

Digitized by Google

war aber höchste Zeit, Herr Unteroffizier!" rief mir einer von meinen Mannschaften im Vorwärtslaufen zu. Ich konnte ihm nicht erwidern, denn weiter aufwärts sah ich in die 50 Herero sich postieren. Schnell barg ich mich hinter einem Felsen, auch vier Mann von meiner Korporalschaft suchten Schutz bei mir.

„Schießen, schießen!" rief ich ihnen zu und nun begannen wir mit einem wohlgezielten Schnellfeuer. Weiter unten herauf ertönte das Hurra unserer Truppen. Wo waren wir nur hingekommen? Rechts von uns floh ja erst ein Haupttrupp des Feindes? Unstreitig, wir waren ihnen links zuvorgekommen und hatten sie übersprungen.

Jetzt mußten sie etwas tiefer an uns vorüber. Nun mit unserem Schnellfeuer hinein. Hoi, wie das klatschte, wie sie purzelten! „Zielt gut!" rufe ich meinen Leuten zu. „Herr Unteroffizier, ich bin getroffen!"

„Mensch, halts Maul, schieß!"

Zwei Minuten dauerte ungefähr das Vorbeilaufen der flüchtenden Hereros und in dieser Zeit hatte jeder von uns gewiß in die 25 Stück Patronen verschossen. Furchtbar brüllten jetzt die Kanonen und knatterten und schwätzten die Maschinengewehre. Ich sah mich jetzt um und erblickte den Verwundeten. Mein armer Reiter war von dem über uns sitzenden Feinde getroffen worden, denn der Felsenhang hatte ihn nicht ganz mehr gedeckt. Der arme Kerl durstete, er hatte einen Beinschuß, das Blut lief und tröpfelte in den Sand, das Bein war vollständig gelähmt. Wir reichten ihm unsere Wasserbeutel und einer von den Reitern schnitt ihm die Stiefel und die Hosen auf. Dort kam ein Lazarettgehilfe. „Hier ein Verwundeter!" Der Pflasterkasten kam, trug den Mann rückwärts zum Sanitätswagen.

Wir mußten weiter. Wiederum deckte ich mich hinter

Digitized by Google

einem Felsen. Dort sah ich einen Schwarzen fliehen, ich wollte ihn schießen, doch ich sah ihn schon stürzen.

Wir hörten jetzt furchtbares Geheul der Schwarzen, es mußten die Frauen sein. War keiner mehr zu treffen? Doch, dort links sah ich einen sich verstecken. Wart' Bursche! Ich lag unbeweglich im Anschlag! Jetzt ein Hut, ein schwarzer Kopf! Knall! Er purzelte.

Wir hörten jetzt das Signal: „Taratata, taratata, tara tara taratata!" Vorwärts, vorwärts! tönte es durch unsere Reihen. Unter Knall und Hurra ging's aufwärts. Endlich, endlich hatten wir die Bande in völlige Flucht geschlagen.

Es mußte ungefähr nach 12 Uhr mittags sein, als wir dem Feinde auf den Fersen waren! So schnell konnten wir ihm nicht folgen, unsere Pferde waren hier im Gebirge nicht zu gebrauchen.

Nach einiger Zeit zeigte sich der Feind wieder in größeren Massen und als wir eine Weile gestiegen waren, wurden wir abermals mit Geschossen überschüttet.

Dieses elende Bergsteigen!

Unser Hauptmann war unermüdlich im Anfeuern. „Wir müssen noch heute nachmittag den Paß haben! Jungens, vorwärts!"

Zwischen scharfen Klippen und über Geröll ging es aufwärts. Es war schier unmöglich! Diese glühende Hitze, dieses ewige Knallen der Gewehre und dieses fortwährende Vorwärtsdrängen! Wenn man sich doch etwas verschnaufen könnte! Das Gelände wurde immer schwieriger! Die Felsen traten jetzt näher zusammen.

O, o, dieses Feuer! Wir wurden furchtbar von den Hereros empfangen! Himmel, dieses Geknatter! Wer da lebendig herauskommt! Ganz schwach und undeutlich hörten wir das Signal, das Pfeifengetriller und das

Digitized by Google

Kommando: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Jetzt kam der schwerste Augenblick.

Wie die Schwarzen geschäftig mit ihren Flinten hantierten! Wir gaben ihnen aber nichts nach. Ei, dieses Gewimmel, dieses Purzeln! „Sprung auf, marsch, marsch!“ Mit gefälltem Bajonett ging es drauf los. „Hurra! Hurra! Hurra!“ Wie stark, wie mutig rollte das Kriegsgeschrei von unseren braven Kerls dahin! Schon beim ersten Schrei sah ich, wie die Schwarzen Kehrt machten! Viele hielten aber stand. Schon waren die ersten von uns in ihren Reihen. Schuß und Stich. „Vorwärts!“ „Hurra!“ „Vorwärts!“ „Hurra!“ „Laßt die Kerls nicht im Stich,“ schrie unser Hauptmann. Das elende Bergsteigen. Jetzt: „Hurra!“ Endlich, endlich war der Paß erstürmt. Ohne aufzuhalten ging es weiter, denn nun mußte die Station Waterberg selbst erobert werden. Ich stand einen Augenblick still. War denn der Kampf noch nicht zu Ende? „Jungens, wir kriegen Hilfe! Vom Waterberg aus werden wir unterstützt.“

„Vom Waterberg? Ja, sind denn schon Truppen von uns da oben?“

„Ja, es ist sogar eine Blitzstation oben errichtet worden, die uns die Bewegung des Feindes blitzt! Macht nur vorwärts!“ rief atemlos der Hauptmann. 500 Orlogleute sollten die Station halten! Dort tauchte die Station auf! Wir wurden schon von dorther beschossen. Unsere Kompagnie war wieder in gehöriger Ordnung. Nun wieder aufwärts. Das Knattern des Gewehrfeuers hallten die Felsen wieder. Es befanden sich große Werften der Neger hier.

Die Station war stark verschanzt und mußte umzingelt werden. Mit einer gewissen Zuversicht wurde das alles vollbracht. Das Knattern und das Zischen der Kugeln

Digitized by Google

störte uns gar nicht mehr. Jetzt hörten wir vom Berge schwaches Gewehrfeuer und nun stimmten auch wir wieder unsere Instrumente. Jetzt kam unser Baß, die Gebirgskanone, und die putzigen Piccoloflöten, die Maschinengewehre, an. Nun Herr Oberst, nun heißt es einen feurigen Marsch dirigieren! Die Hereros hatten eine außerordentlich geschickte Aufstellung genommen. Vom dichtesten Busch aus, von einzelnen Bäumen herab beschossen sie uns noch. Doch wir rückten immer näher auf die Station vor. Wir waren in der Nähe der Werften angekommen und sahen, wie eine Kompagnie den Schwarzen die ungeheuer große Viehzahl abzutreiben suchte. Wie wild schossen die Orlogleute. Der Kreis um die Station wurde aber immer enger. Immer weiter wurden die Schwarzen aus dem Dorngestrüpp verjagt. Vom Hochplateau mußte gleichfalls gut geschossen werden, denn die Feinde wurden immer ängstlicher. Wir suchten unsere Truppen zu erkennen, sahen aber nichts. Das Gefecht wurde immer heißer. Mit Verzweiflung wehrte sich der Feind.

„Noch vor Abend muß die Station unser sein!" sagte unser Hauptmann.

Endlich wurde das Vorgehen befohlen.

„Das gibt ja einen netten Bajonettangriff!" meinte unser Leutnant noch im Sprung. Hei, wie die Trompeter bliesen, wie das Trommeln, wie das Kriegsgeschrei den Berg hinanschwoll. Das Blöken des Viehes mischte sich mit dem gellen Schreien der Hereroweiber. Von all dem Wirwarr und der Hast bekam ich mein Seitengewehr nicht gleich auf das Gewehr, meine Leute übersprangen mich, doch ich holte sie wieder ein und mit „Hurra" ging es nun in die Station hinein. Der Feind wurde völlig zersprengt und entfloh nach rechts zu. Doch kaum war er einige 100 Meter entfernt, so hatte er sich

Digitized by Google

gesammelt und griff uns immer wieder an. Doch sofort stürmte eine Kompagnie zum Sturmangriff vor und zeigte ihm die Wege. Unaufhaltsam floh er von dannen. Nun erst konnten wir ein wenig aufatmen. Kein Wort konnten wir anfangs sprechen, so völlig matt und schlapp waren wir. Sogleich wurden nun alle wichtigen Punkte der Station besetzt und die ganze Nacht blieben wir, da der Feind wiederholt in der Dunkelheit angriff, in völliger Gefechtsbereitschaft. Unsere Kompagnie lagerte oberhalb der Station in dem Passe, auf welchem man das Plateau des Waterbergs erreichte.

Nun erfuhren wir auch etwas von den kühnen Angreifern, die oben vom Hochplateau aus uns im Kampfe unterstützt hatten. Es waren der Leutnant Auer, der Leutnant Reibnitz und einige 30 Mann gewesen, die tatsächlich den Waterberg schon am Tage vorher, ehe wir in den Besitz desselben gekommen waren, besetzt hatten. Ein Unteroffizier erzählte mir in der Nacht von dem mit Wagemut ausgeführten Heldenstückchen.

Danach war die kleine Schar von Otjimenge aus aufgebrochen, hatte an demselben Tage, am 9. August abends 10 Uhr den Südfuß des Waterbergs erreicht und war nun in der Nacht aufwärts gestiegen. „Vor dem Marsche," erzählte der Unteroffizier, „bekamen wir nochmals Wasser in unsere Wasserbeutel, Proviant und Munition. Es war ein schwieriger Aufstieg, denn bei dem spärlichen Mondscheine sah man kaum den Pfad, der über Geröll und scharfe Felsklippen emporsteigt. Meine Hände sind ganz zerrissen von dem Festhalten und ewigen Hinfallen.

Wir mußten vorsichtig sein; wie die Katzen mußten wir uns hier mitten durch den Feind schleichen. Ich sah ganz deutlich etliche Gestalten an einem Wachtfeuer

Digitized by Google

liegen. Endlich schienen wir durch zu sein und wir konnten jetzt etwas freier aufatmen.

Um 1 Uhr waren wir oben angekommen. Während der kurzen Rast ließen wir uns unser Stückchen Brot schmecken; schade, daß wir es recht einteilen mußten. Wir durchquerten nun das 10 Kilometer breite Plateau bis zu dem Passe hier und den Klippen und den zerklüfteten Hängen dort oben, die wir alle sofort besetzten. Nirgends war ein Herero zu sehen. Am Nachmittag bauten wir sofort unseren Apparat auf und gleich nach Eintritt der Dunkelheit konnten wir sofort dem Hauptquartier unser Festsetzen und unsere Beobachtungen blitzen. Von unserem Standorte aus hatten wir völlige Einsicht in die am Fuße der Hänge liegenden Hererowerften. Ein Haufe von Weibern und Kindern trieben sich zwischen den Pontoks herum. Männer, Orlogleute, waren zuerst nur wenige vorhanden. Wahrscheinlich kämpften sie bei Hamakar und Umuverumue. Gegen Abend kamen berittene Häuptlinge an und traten, wie es schien, zu einer Beratung zusammen. Die Weiber zeigten jetzt große Erregung. Noch während der Beratung schickten die Häuptlinge berittene Boten aus und am Abend bemerkten wir, wie immer mehr Berittene und Männer in das Lager zurückkehrten. Wir blitzten sofort unsere Beobachtungen nach dem Hauptquartier, traten auch mit der Abteilung von der Heyde in Verbindung und erfuhren hier, daß für den 11. August der gemeinsame Angriff sämtlicher Abteilungen befohlen sei. Wir wunderten uns, daß die Herero, die doch unser Blitzen unbedingt beobachtet haben mußten, uns nicht angriffen. Unser Leutnant hatte aber recht, er sagte: „Wartet nur, morgen früh werdet Ihr die Kugeln schon pfeifen hören. Nachts greift die Bande niemals an!"

Richtig, kaum war es hell geworden, so knallten von

Digitized by Google

den vorgeschobenen Posten, die die Klippen besetzt hatten, die ersten Schüsse und es entspann sich ein ziemlich hartnäckiges, bis Mittag währendes Feuergefecht, bei dem Leutnant Reibnitz und ein Reiter leicht verwundet wurden. Die Hereros schossen wie wild, während wir mit unserer Munition sparsam umgehen mußten. Leutnant Auer blitzte während dieses Gefechtes seine Beobachtung unentwegt weiter. Nur einmal mußte er aussetzen, als wir zu stark angegriffen wurden. Bald aber konnte er nach dem Hauptquartier melden, daß wir bei Umunerumue Staubwolken sähen. Wir sahen und hörten eure Kämpfe, euer Vorwärtsdringen und waren froh, als ihr kamt. Lange hätten wir es allein schließlich auch nicht gegen diesen Feind aushalten können, denn er war zu stark und hätte uns doch am Ende matt gesetzt." So erzählte mir der Unteroffizier und ich habe ihm bei dem Wachtfeuer recht aufmerksam zugehört.

Jedoch nun weiter zu meinen Kriegserlebnissen.

Am anderen Morgen rückte unser Regiment gleich zur Verfolgung der Feinde aus. Wir marschierten zuerst auf Hamakari, wo die Herero einen verzweifelten Kampf gegen die Abteilungen Mühlenfels und von der Heyde gehabt haben. Der Feind war in östlicher Richtung panikartig entflohen und wir folgten ihm jetzt dahin und bemerkten bald die schrecklichen Spuren der Fliehenden. Überall ermattetes Vieh, Ochsen, Kühe, Kälber, Schafe, Ziegen, alles abgemagert und verdurstet. Die Tiere waren kaum in die Höhe zu bringen. Zahllose Hunde, die vor Durst heulten, liefen umher, suchten zwischen dem fortgeworfenen Hausrat nach Nahrung. So hatte ich mir schon ein verlassenes Schlachtfeld vorgestellt, denn hier fand man alles, was als beschwerend in eiliger Flucht fortgeworfen worden war. Felle, Wassergefäße, Leder,

Digitized by Google

Arm- und Beinschmuck, Karren mit Geräten, Lumpen usw. Ab und zu lag wohl auch ein Toter mit schrecklichen Wunden dazwischen. Öfters knallten rechts und links noch Schüsse, denn unsere Patrouillen schossen sich noch mit Nachzüglern herum. Ohne Pause ging es weiter. Der Ritt war für unsere Pferde sehr beschwerlich.

Einmal hätten wir bald ein schönes Malheur anrichten können. Kamen wir da in die Nähe einer Werft, als plötzlich einige Schüsse fielen. Es wurde immer mehr geschossen und es schien sich ein kleines Gefecht zu entspinnen. Schon knatterte das Maschinengewehr dazwischen und die Artillerie protzte eben ab, als das Trompetensignal: „Das Ganze Halt" geblasen wurde. Was war's? Wir hätten uns beinahe selbst ein Gefecht geliefert, denn die Werft war gänzlich unbesetzt. Unter vielem Lachen unserer Leute und noch mehr Schimpfen unserer Offiziere zogen wir dann weiter. Am Abend kamen wir an eine spärliche Weide, wo unsere abgetriebenen Tiere etwas Nahrung fanden. Das vorgefundene Wasser aber reichte knapp für uns, unsere Pferde mußten sich daher mit dem spärlichen Futter begnügen. Wir mußten einmal abkochen, denn schon fünf Tage hatten wir nichts Warmes genossen. Wenn die Magen- und Darmkrankheiten nicht so gefährlich aufträten, so würden wir schon noch einmal für unsere Tiere gehungert und gedurstet haben. In den folgenden Tagen haben wir Teile des Feindes bis Omutjatjewa (westlich von Omuramba) verfolgt; plötzlich waren sie aber verschwunden und wir konnten trotz eifrigen Suchens nichts mehr von ihnen entdecken. Da ein Weitermarschieren auch zwecklos und gefährlich war, wir fanden keinen Tropfen Wasser und kein Stückchen Weide mehr, so gingen wir zurück. Die Witbois trieben uns auf dem

Digitized by Google

Rückmarsche viele tausend Stück Vieh nach den Waterbergen zu.

Hunger haben wir nicht gelitten, denn von den Tieren konnten wir so viel schlachten, wie wir nur brauchten. Dagegen ging es unseren Pferden schlecht. Die Tiere konnten kaum mehr vorwärts. Trotzdem wir zu Fuß gingen, blieben doch viele Tiere liegen. Wir waren froh, als wir die erste größere Wasserstelle wieder erreicht hatten.

In den nächsten Tagen wurde unser Regiment in zwei Kolonnen geteilt, von denen die eine, bei der ich mich befinde, südwärts dirigiert wurde. Wir sollten das Eindringen der Herero in den Westen zu verhindern suchen. Nach verschiedenen Plänkeleien kamen wir in Owikokorero an, wo wir etwas Rast hatten. Hier erfuhren wir denn auch noch manche schöne Begebenheit aus der Schlacht, in der der Tod bei uns so reichliche Ernte gehalten hatte.

General Trotha ist während des Gefechtes mit seinem Stabe bei der Abteilung Mühlenfels gewesen. Der Chef der Avantgarden-Kompagnie Hauptmann Ganssер ist hier eines herrlichen Soldatentodes gestorben. Man erzählt sich folgendes davon: Zwischen 9 und 10 Uhr vormittags stieß Hauptmann Ganssers Kompagnie auf einzelne Hereros, die auf das starkbesetzte Hamakari zurückwichen. Hauptmann Ganssер entwickelte nun seine Kompagnie zum Angriff und packte den Feind. Kaum war er aber seiner Kompagnie einige Schritte vorangesprungen, hatte seinen Leuten noch zugerufen: „Schießt gut und nun vorwärts!“ so fiel er auch schon, durch den Kopf getroffen, zur Erde. Als seine Leute dies gesehen haben, sind sie wie wild vorgegangen, um den Tod ihres Führers zu rächen. Sie müssen ein hartnäckiges Gefecht gehabt haben, denn die

Digitized by Google

Hereros sollen lange mit großer Zähigkeit standgehalten und hier besonders von den Bäumen aus alle freien Stellen unter Feuer genommen haben. Als vier Mann die Leiche des Hauptmanns Ganser zurückgebracht und dabei eine unbewachsene Fläche passiert haben, ist von allen Seiten von den fernen Bäumen auf sie geschossen worden.

Dieser Tage habe ich auch den Reiter gesprochen, der allein von der Patrouille Bodenhausen übrig geblieben ist. Er hat mir von diesem Erkundigungsritt erzählt und wenn Du es gern hörst, lieber Freund, so will ich Dir diese Begebenheit nicht vorenthalten. Leutnant Freiherr von Bodenhausen stand bei der Abteilung Fiedler nördlich des Waterberges. Er hatte den Befehl erhalten, mit neun Mann einen Erkundigungsritt nach dem Gelände des Waterberges zu unternehmen. Hierbei ist nun der Leutnant und acht Mann in einen Hinterhalt der Schwarzen gefallen. Der Feind, der an Kopfzahl viel stärker war, hatte die Patrouille erst ruhig passieren lassen und sie dann vorsichtig eingekreist. Nachdem die Reiter abgesessen und die Pferde zum Tränken geführt hatten, ist plötzlich die kleine Schar von allen Seiten unter ein verheerendes Feuer genommen worden. In dieser verzweifelten Lage hat das kleine Häufchen der Unsrigen bis zum letzten Atemzuge tapfer gekämpft. Einen engen Kreis bildend, Schulter an Schulter, haben sie zuerst versucht, sich durch Schnellfeuer Luft zu schaffen. Doch einer nach dem anderen ist tödlich zusammengebrochen, bis auch der letzte seine Kugeln empfangen. Durch den Reiter, den ich sprach und der sich bei dem Angriff weiter rückwärts befunden hatte, ist die Trauernachricht ins Lager gekommen. Die Leichen sollen die Schwarzen nicht nur entkleidet und ihrer gesamten Habe beraubt, sondern auch in schändlicher

Digitized by Google

Weise verstümmelt, einigen Leichen sogar die Hände abgeschlagen haben.

Mehr Glück hat der Leutnant Salzmann gehabt, von dessen Ritt man sich hier viel erzählt.

Der Leutnant ist am 10. August gleichfalls auf einem Erkundigungsritt von Hereros überfallen worden. Die Geschichte wird hier so erzählt: Leutnant Salzmann, Hauptmann Bayer und Oberleutnant Bosse sollten das Terrain besichtigen, bekamen aber keinen Einblick in das mit Dornwald bestandene Gelände. Da dies vielleicht von den emporragenden Kameldornbäumen möglich war, so ritt man dorthin. Leutnant v. Salzmann hatte denn auch bald einen leicht ersteigbaren Baum entdeckt, galoppierte dorthin, sprang aus dem Sattel, kletterte hinauf und hielt Umschau. Viel war es nicht, was er sah. Busch und immer wieder Busch, über dem er in der Ferne Staubwolken erblickte. Er wollte gerade sein Augenglas zu Hilfe nehmen, um das genauer zu erkunden, als sein Blick zufällig auf die Büsche in seiner nächsten Umgebung fiel. Kaum 25 Schritt von seinem Ausguck entfernt sah er mehrere Herero liegen, die das Gewehr schußfertig im Arm hielten und ihn schon als sichere Beute betrachteten. Sie verhielten sich wohl nur deshalb so ruhig, weil sie hofften, noch mehr Gegner ins Garn zu locken.

Nun bewundere nur die Geistesgegenwart dieses Mannes!

Als ob er die Nähe des Feindes nicht einmal ahne, stieg er von seinem hohen Baumsitze nieder, ergriff ruhig die Zügel seines Pferdes und setzte den Fuß in den Bügel. Die Kerle schossen noch immer nicht! — Jetzt galt's! Wie der Blitz schwang er sich in den Sattel, drückte dem Pferd die Sporen in die Weichen und jagte, der Dornen nicht achtend, mitten durch die Büsche. Da aber knallte

Digitized by Google

es auch schon hinter ihm. Das Pferd zuckte zusammen. Es war getroffen, aber es raste unentwegt weiter. Ununterbrochen pfiffen die Kugeln und abermals zuckte das Pferd zusammen, blieb jedoch auch diesmal im vollen Galopp. Zum drittenmal ward es getroffen. Aber diesmal hatte das 71er Geschoß nicht nur den Leib des treuen Tieres, sondern auch das Fußgelenk seines Reiters durchbohrt. Den rechten Bügel vermochte der Leutnant nicht mehr zu halten. Es ging schließlich auch ohne dies. Die Hauptsache blieb, daß das teuere Pferd, dessen Blut sich mit dem Blute seines Herrn mischte, trotz der dreifachen Verwundung ihn in derselben Gangart weitertrug. Glücklich erreichte er denn auch die Pat, auf der ihn die durch die Schüsse alarmierten Kameraden sofort in die Mitte nahmen.

Nun aber, lieber Freund, will ich meinen langen, langen Brief schließen. Mögest Du daraus lesen, daß wir hier in Südwest mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, daß wir aber bemüht sind, dieselben mit Ausdauer und Tapferkeit zu überwinden. Grüße mir bestens Deine Angehörigen und vergiß nicht, auch einmal zu schreiben

Deinem treuen Freunde

Karl.

Digitized by Google

Eine Heliographenstation.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Dieſer Brief wird nur ein kurzer ſein, denn von gewaltigen Kämpfen kann ich Dir nicht viel berichten, obgleich die Anſtrengungen, die wir oft durchmachen müſſen, den Gefechts- und Marſchtagen der früheren Zeit durchaus nichts nachgeben, ja oftmals noch weit ſchwieriger geweſen ſind als dieſe. Der Brief ſoll Dir aber auch nur ein Lebenszeichen von mir ſein, das Dich daran erinnern ſoll, daß ich oft Deiner in Treue gedacht habe.

Wir liegen nun ſchon lange Zeit hier in einer ganz troſtloſen Gegend, die nur wenig Gras und wenig Waſſer aufzuweiſen hat, dagegen ſehr viel Sand und Sonnenhitze. Ich glaube, hier ſcheint die Sonne noch einmal ſo heiß, als wie an den anderen Stellen in Südweſt. Ungeduldig warten wir deshalb des Befehls, wann wir wieder marſchieren ſollen, um den Hereros den letzten Stoß zu verſetzen. Wenn der Befehl zum Aufbruch nur bald käme!

Das Gefecht am Waterberge und die ſtramme, energiſche Verfolgung nach demſelben haben zwar dem Feinde furcht-

Digitized by Google

bar zugesetzt, doch noch immer spürt er keine Lust, sich bedingungslos zu ergeben. Hättest Du gesehen, was mein Auge auf Durstritten erblickt hat, Du würdest erstaunt sein über die Zähigkeit unseres Feindes. Diese Häuptlinge kennen selbst den eigenen Volksgliedern gegenüber kein Erbarmen.

Gegenwärtig haben wir den Feind wieder hübsch von drei Seiten umstellt. Im Rücken des Feindes liegt das völlig wasserlose Omaheke, von dem ich Dir weiter unten erzählen werde. Hoffentlich bleiben nun die Hereros stehen und wir haben nicht umsonst den großen Durst gelitten. Endlich muß es sich ja doch entscheiden, wer hier im Lande Herr sein soll, der Schwarze oder der Weiße.

Wenn ich Dir nun eine kleine Schilderung des trostlosen Omaheke geben soll, so tue ich am besten, ich schildere Dir einen Ritt in dasselbe und zwar den gefährlichsten, den ich neulich mit meinem Leutnant unternommen habe.

Doch laß mich zuvor noch eine Bemerkung machen. Du wirst denken, mein Freund und sein Leutnant müssen unter den 4000 deutschen Kriegern unbedingt diejenigen sein, die die gefährlichsten und immer die schwierigsten Sachen zu bestehen haben. Das will heißen, er schwindelt so furchtbar, daß man es kaum glauben kann. Aber glaube mir, es ist wirklich keine Prahlerei von mir und andere Soldaten haben vielleicht noch viel schwierigere Tage erlebt. Schenke meinen Erzählungen nur volles Vertrauen. Doch zurück zu meinen Erlebnissen.

Unser Leutnant bekam eines Tages den Auftrag, das Gebiet der Otjosondjou-Omuramba abwärts zu erkunden und eine Verbindung mit dem Omuramba Omatoko aufzusuchen. Außer mir waren der Patrouille noch sechs Reiter zugeteilt. Wir hatten uns wieder freiwillig gestellt, trotzdem wir wußten, daß es ein gefährlicher Ritt werden

Digitized by Google

würde. So schlimm, wie es war, hatte ich es mir aber doch nicht vorgestellt. Denke ich an diese Durstzeit zurück, so faßt mich jetzt noch ein Grausen. Doch auch das ist überwunden worden. Zu unserm Ritte bekamen wir noch 8 Reitpferde, zwei Packpferde und zwei Packesel gestellt. Die Mannschaftenverpflegung war auf das geringste Maß vermindert worden, dagegen bekamen die Pferde eine etwas größere Haferration zugeteilt. Du mußt Dir ein solches Verpacken einer siebentägigen Verpflegung, denn so lange sollte unser Ritt dauern, nicht so leicht vorstellen. Schon dieser Wassertransport allein ist überaus schwierig. Mit gutem Mut aber brachen wir auf und ritten in die trostlose Öde hinein, die von keinem Menschen bewohnt wird. Selbst der umherschweifende Buschmann meidet diese Strecken und sucht die weniger tristen Gegenden auf, wo noch die wilde Melone und die Wasserwurzel gedeihen, mit denen er sich ernährt und seinen Durst löscht. Kein Tier, keinen Vogel hörten und sahen wir, selbst von den kleinen munteren Eidechsen, die hier öfters durch das Gestein huschen, bemerkten wir nichts. Es war alles erstorben in dieser schrecklich heißen Stille, die gleich ist der Stunde vor unseren schweren Gewittern, wenn kein Lüftchen sich bewegt und wir mit Entsetzen die glühend, beängstigende, erdrückende Luft atmen. In dieser Öde hörten wir nur den stampfenden Schritt und das Fauchen unserer Pferd. Der lästige Staub, der sich auf Hände und Gesicht legte, verursachte ein unangenehmes Jucken, das von dem Reiben immer schlimmer wurde. Wir konnten nur Schritt reiten. Es war alles erstorben. Eine schreckliche Stille. Die Sonne brannte immer furchtbarer hernieder und wir konnten jetzt nun meistens nur des Nachts reiten. Der fallende Tau verschaffte uns dann etwas Erleichterung.

Digitized by Google

Ich höre Deine Frage: „Wie habt Ihr da den Weg nur gefunden?“

Ja, lieber Freund, das ist wirklich sehr schwierig in dieser furchtbaren Eintönigkeit die rechte Richtung zu finden. Oftmals ist es ganz unmöglich, im Busch oder im Sandfeld die gewählte Richtung konsequent wie ein rechter Flügelmann seinen Richtungspunkt bei der Parade zu verfolgen. Der dichte Busch hindert einen daran und man muß einen Umweg machen, um wieder auf die Pat zu kommen. Wehe aber dem, der sich verirrt. Er ist unrettbar verloren und mancher von unseren Leuten wird auf diese Weise einen elenden Tod gehabt haben. Das sind gewöhnlich diejenigen, die in der Verlustliste als „vermißt“ bezeichnet werden. Die Fußspuren, die man an manchen Stellen bemerkt, verlieren sich meistens auch recht bald. Der Mensch, der hier reitet, ist eben auf sich angewiesen und muß selbst ein gutes Orientierungsvermögen besitzen. Ein vorzügliches Mittel zur Orientierung liefert dem, der ungefähr weiß, wo er sich befindet, die Sonne, die ihren Weg von Osten nach Westen verfolgt.

Unser Leutnant weiß nun allerdings sich vorzüglich zurecht zu finden, und er hat uns mehr als einmal Proben davon abgegeben. Dafür, daß er uns nach jenen furchtbaren Tagen glücklich nach Grootfontein gebracht hat, sind wir ihm alle dankbar gewesen. Wenn es uns oftmals deuchte, wir ritten in falscher Richtung und kämen immer weiter hinein in die Sandwüste, so sagte er: „Folgt mir nur, ich bringe Euch an Ort und Stelle!“

Du kannst Dir wohl einen Begriff machen von der Verantwortung, die ein solcher Führer hat. Hier handelt es sich doch immer um Leben oder Tod seiner Kameraden und kameradschaftlich verbunden fühlt sich uns hier im Felde jeder Offizier. Und mein Leutnant ist der erste, der

Digitized by Google

sein Leben läßt für seine Leute. Ein paar Witzbolde sorgten, wenn es anfing gar zu traurig zu werden, für genügenden Spaß. Unser Leutnant sang mitunter die schönen Lieder: „O du lieber Auguſtin“ oder „Stumpfſinn, Stumpfſinn, du mein Vergnügen“ und wir fielen gewöhnlich dann kräftig ein, daß die ganze Wüſte wackelte. Dann schüttelte der Leutnant wohl mit dem Kopfe und ſagte: „Kinder, das hätte ich auch nicht gedacht, daß uns dieſe Lieder noch einmal Mut auf den Kriegsritten machen würden.“ Als wir am zweiten Tage unſeres Rittes einen ausgetrockneten Fluß, der eine geborſtene Kruſte gedörrten Schlammes zeigte, paſſierten, rief der eine Witzbold, der wahrſcheinlich ein lebhaftes Verlangen nach einem Bade hatte: „Abſitzen zum Schwimmen!“ Darauf antwortete ihm natürlich ein anderer: „Der Größenwahn wird bei dem Menſchen alle Tage ſchlimmer, neulich hatte er den Wunſch ſich einmal zu waſchen!“ „Ja, ja,“ ſagte ein dritter, „ich glaube auch, der Kerl wird verrückt, geſtern meinte er auch, ſein liebſtes wäre jetzt ein Liter Waſſer; wenn er das haben und auf einen Zug austrinken könnte, würde er ſich überglücklich fühlen.“ Ja, lieber Freund, das ſind böſe Witze, denn ſich einmal gründlich waſchen und ſatt trinken zu können, iſt hier wirklich ein faſt unerfüllbarer Wunſch.

Wir waren ſchon den vierten Tag unterwegs und mancher Kamerad mochte recht unmutig ſein über den Leutnant, der ſo lange an dieſem Tage reiten ließ; es mochten ſchon zwei Stunden über das gewöhnliche Maß ſein. Dazu kam, daß wir die dichteren Gebüſchſtellen verließen und wieder ins öde Sandfeld kamen. Die Lanken unſerer Pferde flogen, trotzdem wir langſam ritten. Plötzlich rief mich der Leutnant, der mit ſeinem ſtets munteren Geſichte uns vorausritt, nach vorn.

Digitized by Google

„Na, was meinen Sie hierzu?“ fragte der Leutnant und zeigte dabei auf Fußspuren.

„Die scheinen noch nicht lange getreten zu sein, Herr Leutnant!“

„Na freilich, ich verfolgte sie schon länger, war aber meiner Sache doch noch nicht gewiß. Nun wollen wir aber unsere Leute aufmerksam machen, daß sie ihre Nasen nicht in den Sand stecken, sondern sich wieder aufmucken.“ „Parademarsch!“ kommandierte unser Leutnant spaßweise. Immermehr stellte es sich heraus, daß hier eine Anzahl Hereros geflüchtet waren. Die Glut des Tages aber wurde immer unerträglicher und wir mußten rasten.

Gegen Abend brachen wir wieder auf. Kurz nach Sonnenuntergang sahen wir in einiger Entfernung von uns kleine Feuer. Der Leutnant befahl „Halten“ und „Absitzen!“ Wir nahmen unsere Gewehre heraus, ein Mann, dem der Leutnant seinen Revolver gab, dafür aber dessen Gewehr ergriff, mußte die Pferde halten und wir gingen dann in gebückter Stellung bis auf 100 Meter vor. Jetzt sahen wir die Schwarzen, es waren ihrer nicht viel, doch wir umstellten nun das Lager. Ich stand ganz links und wohl am nächsten desselben. Es war eine Situation voller Spannung. Vollständig sorglos und sicher hatte sich der Feind um das Feuer gelagert.

Ich war unschlüssig geworden, ob ich schießen sollte, denn ich dachte daran, daß wir uns gar nicht überlegt hatten, wie weit ungefähr die Hauptmasse des Feindes lagerte. Aber noch rieb ich mir die Stirn und überlegte, da krachten auch schon zwei Schüsse. Die Hereros stürzten nach ihren Gewehren. Ein Besinnen gab es nun nicht für uns, denn das Zeichen zum Beginn des Feuerns war gegeben und die einzige Rettung für uns lag in den Gewehren. Ein braves Feuer eröffneten wir. Der Feind

Digitized by Google

schoß wohl etlichemal, aber dann stellte er es ein und wir vernahmen ein für uns unverständliches Schreien. Ich erhob mich jetzt, um etwas besser sehen zu können. Gar nicht weit von mir tanzte so ein schwarzer Kerl herum, fuchtelte mit den Händen, als ob er etwas von uns wollte. Es fiel jetzt kein Schuß mehr von unserer Seite, denn auch die anderen Mannschaften hatten das Schreien vernommen. Ich machte dem Kerl klar, daß er sein Gewehr wegwerfen sollte, dies tat er denn auch. Als dies die andern sahen, machten sie es ihm nach und nun gingen wir zu ihnen hin. Sie ergaben sich, machten allerdings verwunderte Augen, als sie unsere kleine Zahl sahen. Einige von dem Feinde waren natürlich verwundet worden.

Die schwarzen Kerls wurden nun ausgefragt und gaben an, daß sie flüchtenden Hereros gefolgt seien. Dann gab ihnen der Leutnant einen Passierschein und schickte sie nach Otjimbinde. Ihre Gewehre zerschlugen wir, da wir dieselben doch nicht mitnehmen konnten.

Nach einer Pause machten wir uns auf und ritten wieder frisch von dannen. Die folgenden Tage, die wir nun erlebt haben, werden mir nicht wieder aus meinem Gedächtnis verschwinden, denn was ich da erblickt habe, ist geradezu gräßlich. Auf dem ausgetretenen Fußpfade, den wir verfolgten, und an dessen Seiten lagen Unmengen gefallenen Viehs, namentlich Großvieh, und auch zahlreiche Menschenleichen dorrten hier in dieser furchtbaren Sonnenglut. Du solltest nur einmal die verzerrten Gesichter sehen müssen! Nein, die Feder sträubt sich, so etwas zu schildern. Ein Grausen überfällt mich jedesmal, wenn ich mich an alles dieses erinnere. Dieses Verdursten ist ein elender Tod. In den dichteren Gebüschstellen, am Wege, wo die dürstenden Tiere, namentlich die Pferde, Schutz vor den Sonnenstrahlen gesucht hatten, lagen die Kadaver zu

Digitized by Google

Hunderten neben- und übereinander. Die mit dem Dursttode ringenden Menschen hatten mit ihren Händen mehrere metertiefe Löcher aufgewühlt, um nach Wasser zu graben, aber vergeblich. Der Tod hatte sie noch mit dem Kopfe in die Grube gestürzt, um so die Hilflosigkeit des Menschen und seine Ohnmacht zu höhnen. Hilflos sind hier Menschen und Tiere den entsetzlichen Qualen des Durstes verfallen. Ein größeres Strafgericht hätten die Hereros selbst nicht durch die schrecklichste Schlacht für ihre Greueltaten erleiden können. Mancher deutsche Reiter, der später die Omaheke mit weniger Gefahr durchreitet, wird einen mit bleichenden Gebeinen umsäumten Pfad entdecken, der Zeugnis ablegt von dem Todeszug, den einst die Hereros gezogen.

Sieben Tage waren wir geritten, unsere Rationen gingen zu Ende, nur notdürftig hatten wir bisher unseren Durst stillen können und nun sollte erst der schwierigste Teil beginnen. Unser Leutnant erklärte den Leuten, daß nach seiner Schätzung ungefähr noch vier Tage erforderlich wären, um zur nächsten Wasserstelle zu kommen. „Die Strapazen, die wir erleiden, können uns nicht belohnt werden, aber wir müssen unsere verdammte Pflicht und Schuldigkeit tun und so wollen wir mit Gott den schwierigsten Teil unseres Rittes beginnen. Habt guten Mut, Jungens!“ Mit diesen Worten des Leutnants brachen wir von der Buschmannswerft auf, wo wir bis zum Abend gelagert hatten. Die Buschmänner hatten uns bestätigt, daß auf unserem Wege vorwärts kein Wasser zu finden sei. Wir füllten unsere Wasserbeutel noch mit etwas Wegwasser und dann ging's vorwärts. Das Gelände, das wir passieren mußten, war eine wellige Hochebene, die mit niedrigem Laub- und Dornbusch bewachsen war. Die Mannschaft verhielt sich auf dem

Digitized by Google

Marsche geradezu musterhaft, einer suchte dem anderen die Strapazen zu erleichtern, alle waren guten Humors.

Als wir am zweiten Tage schon kein Wasser mehr zum Kochen hatten und wir still dort lagerten, etliche wohl auch dachten, wenn nur erst noch ein paar Tage hin wären, erklang auf einmal das Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben!" Unser Spaßmacher stand vor einem kleinen Dornbusch und sang diesen als deutschen Wald an. Wir mußten alle lachen, als wir den Kerl in seiner komischen Art so mimen sahen. Und doch, welche Sehnsucht habe ich in dieser Stunde nicht nach unserem Walde gehabt! Wenn Du, lieber Freund, das nächste Mal in den Wald gehst, so grüße ihn mir. Ich liebe diesen Wald wirklich wie einen Menschen. Unsere Pferde mußten schon von frischbetautem Grase leben und am dritten Tage sammelten auch wir Tau zum Trinken. Jedes Tröpfchen suchten wir und ich hätte mich selbst ohrfeigen können, als mir durch eine Ungeschicklichkeit vielleicht zehn Tropfen in den Sand rannen.

Endlich am vierten Tage fanden wir wieder etwas Bleywasser, das uns, wie fragwürdig es auch aussah, vortrefflich mundete. Auch am folgenden Tage kamen wir wieder an eine Wasserstelle und nun waren wir wieder die alten Kerle, lustig und guter Dinge. Endlich trafen wir an unserem Bestimmungsorte an, unser Leutnant erstattete seine Meldung und wir konnten uns nun wieder etwas erholen.

Gegenwärtig langweilen wir uns, denn noch immer müssen wir untätig liegen, bis eben alles genau zum Angriffe ausgekundschaftet ist.

Wenn nicht die Witbois für ein bißchen Ärger sorgten, so entbehrten wir sogar dieses Lebenspfeffers, aber diese

372677 Digitized by Google

Kerls lassen uns daran keinen Mangel leiden. Du glaubst gar nicht, wie frech diese Bande in letzter Zeit geworden ist. Sie sind der Meinung, wir könnten ohne sie nichts machen. Als mir gestern einer sagte: „Nicht Dutschmänn hat Herero besiegt, sondern Witbois!" habe ich den Kerl beim Kanthaken gepackt, zur Erde geworfen und ihn tüchtig verblaut. Hoffentlich hat er es begriffen, wer der Sieger ist. Glaube mir, durch den Aufstand der Herero ist das Machtgefühl der Witbois und der anderen Eingeborenen gestärkt worden. Die Besprechung unserer Lage zum Teil in Gegenwart dieser Witbois gibt diesen Bengels Mut zu Überhebungen. Oft muß ich denken, ob bei diesen Geistern doch nicht von unruhigen Köpfen der unter der Asche glimmende Funke zur Flamme des Aufruhrs entfacht werden wird. Doch Hendrik Witboi soll dem deutschen Kaiser treu ergeben sein und erst dieser Tage ist ihm ja auch die goldene Verdienstmedaille verliehen worden.

Am besten wäre es, man nähme auch dieser Bande die Feuerwaffen ab, damit der Weiße sicherer hier leben kann.

Nun will ich schließen, lieber Freund. Grüße Deine Eltern herzlich von mir und bleibe recht hübsch gesund.

Dein treuer

Karl.

Schreibe bald einmal, ich freue mich immer so riesig auf Deine Briefe.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Verzeihe, daß ich Dich ſolange auf meinen Brief habe warten laſſen, aber ich konnte nicht früher ſchreiben. Übermäßige Anſtrengung raubte mir die Zeit und da ich Ruhe fand, hatte ich weder einen Briefbogen noch ein Tröpfchen Tinte zur Verfügung. Solche Entbehrungen hat man nun einmal im Felde zu ertragen. Sonſt bin ich aber wohl, wenn auch einige Tage mein innerer Menſch, Magen genannt, gegen das ewige Einerlei des Eſſens revoltierte. Er hat ſich aber wieder beruhigen laſſen und ſeine Geduld und Standhaftigkeit iſt wirklich bewundernswert.

Nun, lieber Freund, die Befürchtungen und trüben Ahnungen, von denen ich im letzten Briefe ſprach, ſind doch nun wahr geworden. Ich merkte es ſchon längſt, daß dieſen Witbois nicht zu trauen war. Die Frechheit und Unverſchämtheit derſelben wurde immer größer. Ich ſelbſt habe es ja gehört, wie einzelne Großmänner und ihre Leute ſagten: „Wir haben die Bondelz und Hereros beſiegt, nicht ihr, und unſer gehört das Land!“ Das Selbſtbewußtſein der Bande ſteigerte ſich nach dem Ge-

Digitized by Google

fechte am Waterberge immer mehr. Als einst einer zu mir sagte: „Wir könnten die Deutschen klar machen, wenn wir wollten!“ habe ich ihm aber das Klarmachen ein bißchen mit der Faust verständlich gemacht. Den Kerls gebührt nur die achtschwänzige Katze. Wir Deutschen kommen den Schwarzen immer mit allzugroßer Vertrauensseligkeit entgegen. Die Ansiedler, die die Neger doch am besten kennen, haben diese Vertrauensseligkeit immer beklagt. Hat man doch noch Vertrauen zu dem alten Filou Hendrik Witboi gehabt, als der Aufruhr schon im vollen Gange war. Dieser Hendrik Witboi hat sein falsches Spiel vorzüglich gespielt. Da er sich — in den Anfängen des Aufruhrs — noch in den Händen der Deutschen befand, hat er an einen Unterkapitän einen Brief geschrieben, darin stand zu lesen: „Bleib treu bis in den Tod mit all den Deinigen und gib Botschaft allen Nationen und allen Hottentotten, daß ich der deutschen Regierung helfen will in allen Punkten!“ Während man sich aber hier im Vertrauen auf die Redlichkeit des alten Hendrik wiegte, ja diese an seinen Aussprüchen, wie: „Einer gegen viele ist wehrlos!“ „Auf Kinder und Weiber schießt man nicht!“ usw. zu beweisen suchte, plünderten seine Leute schon die Stationen Kuis und Hoachanas, mordeten und begingen die scheußlichsten Grausamkeiten, genau wie die Herero. Und dabei schreibt der Halunke, der alte Witboi, auch noch fromme Briefe. Lies nur einmal den Brief, den er an seine Söhne geschrieben haben soll.

Rietmund, 1. Oktober 1904.

An meine lieben Söhne und meine lieben Brüder und Kapitäne Christian Goliath auf Berseba und Paul Frederiks auf Bethanien. Da ich nicht genügend Papier habe, so schreibe ich Euch beiden diesen Brief zusammen.

Digitized by Google

So mußt Du, edler Christian, den Brief erst lesen und schnell an Paul schicken. Meine Söhne, wie Ihr alle wißt, habe ich seit geraumer Zeit unter dem Gesetz und hinter dem Gesetz der Deutschen gelaufen und zwar wir alle mit aller Gehorsamkeit, doch in der Hoffnung und mit Erwartung, daß Gott der Vater die Zeit kommen lassen möchte, wo er uns erlösen würde aus dieser zeitlichen Mühsal.

So weit habe ich in Frieden und mit Geduld getragen und alles, was auf mein Herz drückte, habe ich an mir vorbeigehen lassen, weil ich die Hilfe des Herrn erwartete. Doch ich will nicht viele Worte an Euch schreiben, nur auf zwei Punkte will ich kommen und ich hoffe, daß Ihr mich verstehen werdet. Erstens: Meine Arme und meine Schultern sind müde geworden, und ich habe gesehen und glaube, daß die Zeit nun erfüllet ist, daß Gott der Vater die Welt nun erlösen wird, darum sende ich diesen Brief und bitte ihn auch eilig an Paul zu senden, daß er ihn lese. Zweitens: Dieser Punkt betrifft, daß ich nun aufgehört habe, noch weiter hinterherzulaufen und ich werde auch demgemäß an den Hauptmann v. Burgsdorff einen solchen Brief schreiben und ihm sagen, daß ich nun müde geworden sei und die Zeit vorbei sei, wo ich hinter ihm herlief. Die Zeit ist vorbei und der Heiland will nun selber wirken und uns erlösen durch seine große Gnade und Barmherzigkeit. Ich wünsche, daß Ihr diesen Brief an Kapitän Paul bald senden werdet, denn wenn ich an den Hauptmann schreibe, dann wißt Ihr, was und wie er die Sache wird angreifen. Das alles habe ich auch an alle andern Kapitäne geschrieben. Ich schließe mit herzlichen Grüßen und bin Euer Vater

Kapitän Hendrik Witboi.

Digitized by Google

Auch der folgende an Oberst Leutwein geschriebene Brief ist interessant. Oberst Leutwein hatte den alten Hendrik nach den Gründen des Aufstandes gefragt. Darauf hat er folgendes geantwortet:

„Ich habe Ihren Brief gelesen und gehört und will Deine erste Frage nach der Ursache des Krieges beantworten. Die Ursache liegt weit zurück. Sie haben mir gesagt, daß Sie den Brief an Hermanus van Wyk*) gelesen haben, so haben Sie gesehen, wovon mein Herz voll ist. Wie Sie in Ihrem Briefe geschrieben, habe ich zehn Jahre in Ihrem Gesetz und unter Ihrem Gesetze und hinter Ihrem Gesetze gestanden. Und nicht ich allein, sondern alle Häuptlinge von Afrika. So fürchte ich Gott den Vater. Die Seelen, Leute, welche in den zehn Jahren ausgefallen sind, allen Nationen in Afrika und bei allen Häuptlingen ohne Schuld und Ursache und ohne wirklichen Krieg im Frieden und im Vertrag vom Frieden. Die große Rechenschaft, welche ich vor Gott dem Vater zu geben habe, der im Himmel ist, ist sehr groß. So hat Gott unsere Tränen und Bitten gehört und uns erlöst. Denn ich warte auf ihn und flehe zu ihm, damit er unsere Tränen trocknet und uns erlöst zu seiner Zeit. So hat jetzt Gott aus dem Himmel den Vertrag gebrochen. Weiter haben Sie mir geschrieben, ich hätte wehrlose, weiße Menschen totgemacht, und daß 80 meiner Leute in Ihrer Gewalt sind für die Menschen, um die weißen Leute mit meinen Leuten zu bezahlen. Und nun bitte ich Sie, wenn Sie diesen Brief gelesen haben, dann müssen Sie sich in Ruhe hinsetzen und darüber nachdenken und die Seelen ausrechnen, welche in den zehn Jahren ausgefallen sind,

*) Kapitän der Bastards.

Digitized by Google

von dem Tage an, seitdem Sie ins Land gekommen, bis zum heutigen Tage. Und rechnen Sie die weißen Menschen, die seit kurzer Zeit in meine Hände gefallen sind, so sage ich Ihnen, diejenigen meiner Leute, welche in Ihrer Hand sind, wissen nichts von meinen Werken und sie haben Ihnen treu gedient. So geben Sie die Leute frei, ohne Ihnen etwas zu tun, alle Leute, die die Häuptlinge Ihnen gegeben haben. Und den weißen Menschen kann es, mein Vorhaben, nicht unbekannt gewesen sein, weil der Hauptmann Burgsdorff selbst meinen Brief gelesen hat, bevor ich etwas gemacht habe. Ferner bitte ich Euer Hochwohlgeboren, nennen Sie mich nicht Rebell."

Ist es nicht interessant, von dem Gauner selbst zu hören, daß er schon die ganzen Jahre her die künftige Erhebung gehegt hat? Da er uns nun schwach glaubte, wohl auch einsah, daß der Kampf gegen die Hereros ein vernichtender war und daß auch die Witbois an die Reihe kommen würden, erhob er sich. Dafür wird ihn nun General v. Trotha zu strafen wissen.

Einer der ersten, der den Mordbuben in die Hände gefallen ist, war der Hauptmann v. Burgsdorff, an den Hendrik Witboi seine Kriegserklärung gesandt hat. Hauptmann v. Burgsdorff hat den Aufstand wahrscheinlich im Keime ersticken wollen und ist in das Lager des Feindes geritten, aber sein tragisches Geschick ereilte ihn und meuchlings ist er von hinten erschossen worden.

Jedoch — ich vergesse ganz und gar, Dir von meinen eigenen Erlebnissen zu erzählen.

Wir lagen noch immer am Rande des Sandfeldes, stöberten hie und da einmal eine Werft auf, deren Bewohner nur schwachen Widerstand leisteten. Die Gefechte zeigten uns deutlich, daß die Kraft des Feindes gebrochen

Digitized by Google

war. Darauf zogen wir einen förmlichen Absperrungsgürtel um das Sandfeld, damit die Herero in demselben, wenn sie sich nicht gutwillig ergeben wollten, der Vernichtung anheimgegeben würden. Ein ewiges Hin- und Her-, Kreuz- und Quer-, Vor- und Rückwärtsreiten, ein Suchen nach Wasserstellen machte uns so manchen Tag verdrießlich. Wir als Unteroffiziere hatten das Sandpuddeln, das Suchen nach Wasser zu beaufsichtigen. Eine langweilige Geschichte. Wenn wir z. B. eine Pfütze graben wollten, mußten erst mehrere Tonnen Wasser und auch Proviant nach der Stelle geschafft werden. Die Kolonne, die dieses brachte, mußte gleich wieder zurück, um weitere Vorräte herbeizuschaffen. Während dieser Zeit wurde nun der rotgelbe Sand ausgehoben, eine mühevolle Arbeit, bis wir auf Felsen stießen, der nun das Tagewasser halten sollte, das sonst spurlos verschwindet. Einmal ist es uns ja geglückt, Wasser zu finden, aber im allgemeinen haben wir viele Arbeit umsonst getan.

Ab und zu gab es ja kleine Patrouillengefechte, in denen wir zersprengte Hereros aller Stämme antrafen. Sie waren aber meistens unfähig, Widerstand zu leisten. Weggeworfene Gewehre und verendetes Vieh zeigten deutlich die Niederlage des Feindes. Neues und Bedeutendes passierte nicht bei der Truppe. Ein ewiges Einerlei, das verdrießlich macht.

Da erhielten wir plötzlich die Kunde von dem Witboiaufruhr, von dem anfangs nur dunkle Gerüchte zu unserem Ohre gedrungen waren. Die Witbois, die unserer Truppe zugeteilt waren, hatten sich ja schon vor einiger Zeit von uns entfernt. Wir glaubten nun an einen sofortigen Aufbruch, doch es verging noch einige Zeit, ehe wir den Befehl zur Niederkämpfung dieses Aufstandes empfingen.

Digitized by Google

Gleich nach Empfang des Befehls ritten wir auf Gobabis, Rehoboth und Gibeon zu. Überall sahen wir hier Spuren der Verwüstungen, keine Farm war von den Feinden verschont worden. Die Farmer, soweit sie nicht totgeschlagen sind, hatten alle ihre Besitzungen im Stiche gelassen und waren entblößt von Hab und Gut über die englische Grenze oder nach Gobabis, Gibeon oder Keetmanshoop geflüchtet. Besonders den im Innern des Landes sitzenden Farmern, die weit weg von den Militärstationen wohnen, ist es schlecht, sehr schlecht ergangen. Wenn man sich in Deutschland nur eine kleine Vorstellung von all dem Elend machen könnte, man würde sich gewiß zu rascher und energischer Hilfe aufraffen. Es scheint aber, daß man an den Bierstammtischen für die Leistungen der Japaner mehr Achtung und Bewunderung übrig hat, als für die Taten der eigenen Landsleute. Ja, man hilft wohl auch lieber den in fremden Ländern Abgebrannten, als daß man deutschen Brüdern, die im Kriege ihr Gut und ihre Familie verloren haben, eine Gabe reicht.

Während eines Ruhetages in Gibeon kamen zwei Wagen mit Flüchtlingen an, die ein Bild des Jammers boten. Nach langer Flucht kamen sie hier von Keetmanshoop an. Auf dem einen saß ein Missionar mit seiner Frau, die beide nur durch List den Aufständischen entwischt waren. Auf dem anderen Wagen saßen sechs Witwen, die elf Tote zu beklagen hatten. Ich erkundigte mich bei den Frauen und die eine erzählte: Wir saßen beim Wagen, mein Mann, meine Kinder und ich, Mittagskost bereitend. Da kam ein Trupp Hottentotten an, forderten uns, zuletzt meinen Mann auf, auf den Wagen zu steigen. Als mein Mann sich eben anschickte, dem Befehl nachzukommen, wurde er von hinten erschossen, mein siebenjähriges Söhnchen mußte ihm in den Tod folgen.

Digitized by Google

Eine andere erzählte: Mein Mann wurde von hinten an der Stallmauer erschossen. Ich selbst war im Hause. Der Mann meiner bei mir bleibenden Schwester hier wurde ebenfalls zu gleicher Zeit ermordet. Meine Schwester ging heraus und bat die Hottentotten, ihren Mann beerdigen zu dürfen. „Die Krähen müssen auch Futter haben!“ war die Antwort, mit der die Hottentotten die Beerdigung der Ermordeten untersagten. Darauf kamen sie in das Haus. Da sie mir mein 18 Monate altes Kind nehmen wollten, hielten meine Schwester und ich dasselbe an je einem Ärmchen fest. Um ein Auseinanderreißen des Kindes zu verhindern, mußten wir schließlich loslassen. Die Hottentotten schleuderten es im Bogen aus der Tür und begannen dann ein wahres Scheibenschießen auf das arme Geschöpf.“

Fast jede Frau hatte neben dem Verlust ihres Mannes auch den Verlust ihrer Knaben zu beklagen. Eine dritte Frau, die ihren Mann beschützen wollte, erzählte, daß sie gefesselt worden wäre, während man ihren Mann, den man an einen Baum gebunden, vor ihren Augen erschossen hätte. Eine andere Frau erzählte: „Mein Mann merkte, daß etwas nicht ganz geheuer sei und schickte nach Gibeon um ein paar Soldaten. Von dort wurden ihm vier eingeborene Soldaten gesandt, sie kamen, eine Herde Rebellen im Gefolge, bei uns an und ermordeten meinen Mann auf die schrecklichste Weise.“

Achtzehn Leichen hatten die geflüchteten Frauen längs des Weges, den sie gekommen waren, gezählt.

Die armen Frauen mußten sich hier jede eine Decke betteln, so daß sie mit ihren kleinen Kindern doch wenigstens etwas hatten, um darauf zu schlafen. Solche gräßlichen Ermordungen konnten wir hier von jedem Farmer, von jeder Farmersfrau erzählen hören. Ge-

Digitized by Google

radezu gräßlich hörte sich die folgende Erzählung einer Burenfrau an:

Am 10. Oktober kamen 60—70 bewaffnete Witbois nach Zwartmedder, dem Platze von H. Smit, und verlangten die Waffen, nahmen die Männer ungefähr 100 Schritt vom Hause mit und schossen H. Smit tot; danach wurden auch C. J. Bothma, H. von der Westhuisen, Dr. und Johann Potgieter und andere totgeschossen. Als die Männer tot waren, kamen die Witbois nach dem Hause, stießen die Türen ein und trieben die Frauen und Kinder aus dem Hause. Da die Frauen sich fürchteten hinauszugehen, ergriffen die Hottentotten die Jungen und warfen sie förmlich zur Tür hinaus. Draußen wurden ein Knabe von Frau Bothma, zehn Jahre alt, einer von Frau Westhuisen, zwölf Jahre alt, einer von Potgieter, 18 Monate, ein Knabe von Smit, vier Jahre alt, einfach totgeschossen. Ein Sohn Westhuisens erhielt zwei Schüsse durch den linken Arm, er lief zu seiner Mutter und fiel ihr um den Hals. Darauf ließen ihn die Witbois am Leben. Als alle Männer und Knaben tot waren, plünderten sie die Häuser und brachten dann die Frauen nach Rietmond, wo Hendrik Witbois Niederlassung ist. Eine andere Burenfrau erzählte: Am 3. Oktober wurde mein Mann zu Hendrik Witboi bestellt, der ihn zu beschützen versprach. Er ging nach Kalkfontein und ich mit ihm. Als wir angekommen waren, kamen Reiter und ein Fußgänger, namens Izak, die schossen auf meinen Mann. Er fiel, nachdem er einige Schritte weggelaufen war, tot nieder. H. Fouvie flüchtete, er kam aber nicht weit. Gar bald war er tot. Mein zwölfjähriges Söhnchen wurde in den rechten Arm geschossen, er lief schluchzend zu mir, verbarg sich zwischen den anderen Kindern, die um mich herumstanden und hielt mich am Rocke fest. Aber ein

Digitized by Google

Witboi riß ihn an den Haaren hinweg und schoß ihm drei Kugeln in den Leib. Dann kam Izak, nahm mir die Schlüssel ab und plünderte im Hause. Alle ermordeten Knaben wurden von ihren Müttern begraben.

Sind diese Witbois nicht ganz besondere Bestien in Menschengestalt? Wahrlich, das Blut gerät einem in Wallung, wenn man diese Erzählungen hört.

In Gibeon haben ungefähr gegen 160 Frauen und Kinder und etwa 100 Männer, die nun alle als Soldaten eingezogen sind, Schutz gesucht. Es tat mir in der Seele wehe, diese hilflosen Menschen, besonders die vaterlosen Kinder zu sehen. Die armen Knaben, die so frühe eines so schrecklichen Todes gestorben sind!

Die Bewohner Gibeons waren froh, als wir kamen, denn die Festung war nicht stark besetzt und die Witbois konnten sie alle Tage überfallen. Hatten sie doch vor wenigen Tagen in ganz frecher Weise hundert Pferde weggetrieben, so daß nur noch einige kranke und ganz junge Tiere da waren. Die Patrouillen hatten die Leichen der Farmer beerdigt, die draußen auf den nicht weitliegenden Besitzungen ermordet worden waren. Die Farmer geben der Regierung die Schuld an dem Unglücke. O der Jammer, wenn die Frauen ihre Erlebnisse erzählen! Um den Räubereien und Grausamkeiten ein Ende zu machen, suchten wir Feldtruppen dem Feind auf die Spur zu kommen.

Hendrik Witboi ist ein sehr gefährlicher Gegner. Mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit führt er seine Raubzüge aus. Das Gelände wissen seine Krieger vorzüglich auszunutzen. Wie die Schlangen winden sie sich von Busch zu Busch, von Klippe zu Klippe.

Doch zurück zu den Gefechten, welche ich selbst erlebt habe.

Digitized by Google

Wir hatten durch Patrouillen, Farmer usw. Nachricht erhalten, daß ein Teil des Feindes bei Kuis stände und von hier aus Raubzüge unternehme.

Am 20. November hatte denn auch eine Offizierspatrouille den Feind östlich von Kuis angetroffen, hatte mit ihm ein kleines Scharmützel gehabt, sich dann aber mit ihm nicht weiter eingelassen. Wir rückten nun vor, als wir aber ankamen, war der Feind schon wieder verschwunden. Bald darauf aber wurde er in der Gegend von Kub gemeldet. Als wir die Nachricht in unserem Regiment erfuhren, wurden gleich eineinhalb Kompagie und eine halbe Gebirgsbatterie dorthin entsandt, um den kleinen Ort Kub nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Unsere Kompagnie aber, bei der sich der Regimentsstab befand, sollte erst später in Kub eintreffen. Längst waren die nach Kub entsandten Truppen aufgebrochen, als wir alarmiert wurden. Wir erhielten den Befehl, sofort nach Kub aufzubrechen. War etwas passiert oder waren etwa von der Vordertruppe böse Nachrichten eingetroffen? Gar nichts dergleichen, aber unser Oberst mochte sich doch die Sache reiflicher überlegt haben, zumal er nicht die Stärke des Gegners erfahren hatte. Besorgt um das Schicksal der entsandten Kompagnien und über den Ausgang des Gefechts, den diese Truppen haben konnten, ließ er sofort aufbrechen und in Gewaltmärschen nach Kub reiten.

Unter dem schönen Sternenhimmel Afrikas ritten wir dahin, es war uns eine Freude, so in der Kühle der Nacht reiten zu können, von keinem Staub belästigt und von keinem Durst gequält. Schon zeigte sich im Osten ein heller Streifen und wir hatten bis Kub etwa noch 15 Kilometer zu reiten. Auf unserem Wege merkten wir deutlich frische Spuren von getriebenem Vieh, sie konnten höchstens einen Tag alt sein. Mir war es auch immer,

Digitized by Google

als hörte ich von ferne Viehgebrüll. Es mochte gegen 5 Uhr früh sein, als wir vorn an der Spitze dumpfe Laute wie fernen Geschützdonner vernahmen. Ich meldete unsere Beobachtung dem Offizier, auch dieser hatte es schon vernommen. Angestrengt lauschten wir weiter. Trotzdem wir ungünstigen Wind hatten, wurden die Laute immer hörbarer. Sollte unser Oberst mit seinen Ahnungen doch recht haben? Es wurde Galopp befohlen. Es war nicht mehr zu zweifeln, unsere Truppen waren schon im Gefecht. Was unsere kleinen munteren Tiere nur laufen konnten, so schnell galoppierten wir auf Kub zu. Im Galopp, Trab und Schritt ging es vorwärts und was so ein richtiger Kriegsmarsch ist, der macht einem schon am frühen Morgen recht müde. Unsere Pferde keuchten, doch jetzt wurden sie nicht geschont. In schärfster Gangart ging es dem Kanonendonner nach. Die vordersten Reiter wirbelten einen furchtbaren Staub auf, unter dem die hintersten Reiter schwer zu leiden hatten. Jetzt hörten wir auch das Kleingewehrfeuer. Ich sah nach meiner Uhr, es war gegen $^3/_4$ 6 Uhr früh. Wir kamen also früh ins Gefecht. Noch einmal einen frischen Galopp, dann hieß es: „Absitzen!" „Pferde abgeben!" „Gewehr in die Hand!" Offiziere, die vorgeritten waren, brachten Meldungen. Unsere Kompagnie entwickelte sich möglichst gedeckt und bald darauf griffen wir in das Gefecht ein. Im Laufschritt ging es vorwärts. Wir sahen auch die Schwarzen. Der Feind war verdutzt, als er von seiner linken Flanke her Feuer erhielt. Die kleine Besatzung Kubs war vollständig von den Hottentotten umzingelt und es hätte nicht lange Zeit mehr gedauert, so wäre der Feind aus seiner vorzüglichen Stellung herausgebrochen, um unsere Truppen damit zu vernichten. Bei unserem Angriff mußte der Feind jetzt einen Teil seiner Mannschaft

Digitized by Google

aus dem Gefecht ziehen, um sie gegen uns zu verwenden. Wir griffen scharf zu, um der eingeschlossenen Kompagnie etwas Luft zu machen. Unser Schnellfeuer genügte denn auch, die Angriffsstellung des Feindes zu lockern und schließlich zur Auflösung zu bringen. Nach Verlauf einer Stunde hatten wir den Gegner, der über 250 Gewehre stark war und unter Führung Hendrik Witbois kämpfte, zur Flucht gezwungen. Der Feind wurde über Hadab nach Rietmont zu verfolgt.

Wir freuten uns aufrichtig, als wir die Kompagnie und Batterie begrüßen konnten, die wir aus gefährlicher Lage befreit hatten. Das ist das Schönste hier, jede Truppe weiß, daß sie sich auf die andere verlassen kann, jeder Mann weiß, daß er sich auf seinen Kameraden verlassen kann. Da wir in Kub Wasser hatten, wurde abgekocht. Um 6 Uhr waren wir ins Feuer gekommen und um 9 Uhr loderten schon die Lagerfeuer. Von dem nächtlichen Ritte waren wir doch recht angegriffen und so war ich bald darauf im Schatten einiger Dornenbüsche in den schönsten Schlaf gesunken.

Jedoch Ruhe hat man nicht lange. Durch Patrouillen war wiederum festgestellt worden, daß sich der Feind bei Noris-Rietmont befand. Wir ritten also darauf zu. Am 2. Dezember stieß der Rest einer Patrouille auf uns, die leider zum größten Teil niedergemacht worden war. Die Leute waren über den Tod ihres Offiziers furchtbar betrübt. Die Patrouille war überfallen, umkreist und dann bis auf den angekommenen Rest niedergeschossen worden. So kann es jeder Patrouille gehen, jeder Ritt kann ein Todesritt sein und doch werden dieselben immer von Freiwilligen, die sich förmlich dazu drängen, ausgeführt. Keiner der Mannschaften läßt seinen Offizier, seinen Unteroffizier, seinen Kameraden im Stich. Ich könnte Dir

Digitized by Google

rührende Beispiele von der Aufopferungsfähigkeit unserer Mannschaft für ihre Offiziere, wie auch von der guten Kameradschaft der Offiziere zu ihren Leuten erzählen. Das geht bis zum General hinauf. Wird doch von diesem eine reizende Geschichte erzählt, die am Tage vor dem Gefechte am Waterberge passiert sein soll. Danach kommt der General nämlich in der Nacht unerkannt zu einem Reiter, der ihn fragt: „Kannst wohl auch nicht schlafen?"

„Nein!"

„Hast Du eine Zigarre übrig?"

„Nein, aber komm, laß uns Feuer machen. Hast Du kein Holz da?"

„Ach, was brauchen wir Holz, sieh mal da," und der Reiter zeigte dabei auf Rindermist, „hier das Zeug brennt vorzüglich!"

Noch lange sollen General und Reiter dann am Lagerfeuer gelegen und sich von der Heimat erzählt haben.

Doch nun zurück zu meinem nächsten Gefecht.

Die Patrouillen hatten also Meldung von dem Festsitzen des Feindes bei Rietmont. Am 4. Dezember warteten wir in Dabib auf die fünfte Kompagnie. Trotzdem es Sonntag war — im Felde kennt man den gezwungenermaßen nicht — ritten wir mit vorgestreckter Avantgarde und Seitenpatrouillen vorwärts. Wir waren noch keine halbe Stunde geritten, als unsere Avantgarde schon wieder im Feuer lag. Wir entwickelten uns schleunigst, die Artillerie fuhr auf und ehe wir es uns versahen, waren wir auch schon wieder drinnen im Kampfe. Zu Hause in der Heimat wurden wahrscheinlich die hellen Kirchenglocken geläutet und der Kantor saß, wie es in jenem schönen Lesestücke heißt, auf der Orgelbank und spielte: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Der Pastor

Digitized by Google

predigte dann wohl in der Adventzeit über den Text: „Friede auf Erden.“

Wir aber führten Krieg. Uns umbrauſten andere Orgeltöne, als die mildgeſtimmten der Kirche, Töne aus Stahlpfeifen umſauſten uns und unſer Geſang war ein Schreien nach Sieg.

Wir waren an dieſem Tage gar nicht ſo ſonntäglich geſtimmt, weder äußerlich, unſerm zerriſſenen Anzuge nach, noch innerlich; denn jener beſchaulichen und inneren Sonntagsruhe, die ſich in frommen Betrachtungen ergeht, konnten wir uns nicht hingeben. Dazu ließen uns die Witbois keine Zeit.

Die Witbois hatten wieder eine vorzügliche Stellung inne. Wir waren bis auf 400 Meter herangekommen. Unſere Artillerie konnte nicht ſo wirkſam eingreifen. Denn dort, wo ſie ſich befand, war dichtes Buſchwerk. So hatten wir zwei Stunden einen ſchweren Stand. Hier lernten wir es ſo recht kennen, daß die Witbois kein gering einzuſchätzender Gegner iſt, wie es wohl vielfach in Deutſchland angenommen wird. Sie ſind ein intelligentes Kriegsvolk, wie für den Kampf geſchaffen. Eine Niederlage macht ihnen auch nicht eine ſo peinliche Sorge, wie uns. Zur gegebenen Zeit fliehen ſie und ſie achten dies auch nicht für ſchimpflich.

Die Witbois lagen verſteckt hinter den hohen Klippen, während wir unten in der Ebene lagen und nach der Sonne zu ſchießen mußten. Es war ein Elend, ſo geblendet zu werden. Unſer anfängliches Schießen hatte wohl unſerem Gegner nur ganz geringen Schaden getan. Denn bei ſo greller Beleuchtung wurde Viſier und Korn immer falſch gebraucht. Wir ermahnten unſere Leute genau zu zielen. Doch auch dies vermochte nicht, uns die ſchweren Stunden, die wir durchzumachen hatten, zu erleichtern. Die Stärke

Digitized by Google

der angreifenden Witbois wurde uns von Minute zu Minute klarer. Die Kompagnie rechts von uns hatte gleichfalls einen schweren Stand. Sehnsüchtig erwarteten wir Hilfe von der Schwesterwaffe, aber noch immer wurden wir nicht erlöst. Quälender Durst stellte sich ein und wir hatten keinen Tropfen mehr zu trinken. Unaufhörlich rollte das Kleingewehrfeuer dahin. Nur ab und zu entstand bei uns eine Pause, wenn wir kein Ziel sahen. Der Gegner bot uns allerhöchstens Kopfziele. Du kannst Dir denken, wie schwer dann der Gebrauch der Waffe ist. Von uns Unteroffizieren wurden aber trotzdem und dies auch mit Recht, Treffer verlangt. Plötzlich erhielten wir von der linken Flanke her Feuer. Der Gegner hatte sich von Klippe zu Klippe, von Busch zu Busch an uns herangepirscht, suchte unsere Flanke zu umfassen und nahm uns gehörig aufs Korn. Ich lag am äußersten Flügel und konnte nach den Schüssen genau den Angriff des Feindes beurteilen. Unsere Lage war verzweifelt. Wir mußten über die scharfen Felsenriffe zurückkriechen. Keinen Zoll hoch durften wir unseren Kopf heben, wenn uns nicht das tödliche Blei treffen sollte. Meine Hände und Kniee sind bei dem Rückwärtsgehen auf den spitzen Felsstücken völlig zerrissen worden. Unser Zurückgehen nutzte uns nichts. Immer stärker wurde das Feuer und wir konnten es nur schwach erwidern. Unser Zug hatte schon 3 Tote. Jetzt hatte wieder eine Kugel einen Reiter schwer verwundet.

„Herrgott, was soll das werden!“ Wie ein Kind habe ich Gott um seinen Beistand angefleht, mir, wenn es sein müßte, einen schnellen Tod zu geben. Du machst Dir keine Vorstellung davon, wie furchtbar die Gedanken auf einen einstürmen, wenn man so still daliegen muß, wie vernichtend es ist, wenn man, ohne sich verteidigen zu

Digitized by Google

können, den Tod erwartet. Mit unserem Zurückgehen kamen wir dem Feinde nicht zuvor; nach dem Schießen zu urteilen, mußte er uns längst überflügelt haben. Wir lechzten nach Wasser. Die Erschlaffung nahm einen ernsten Charakter an. Rechts von mir fing ein Reiter laut an auf die Offiziere zu schimpfen. Es war ein Anfall von Raserei. Seine Nebenmänner hatten Mühe, ihn zu halten. Dort rief ein schwer Verwundeter: „Ach, du lieber Gott, erlöf' mich doch!" Es waren schreckliche Bilder. Im nächsten Moment hörte ich Schreien und Zurufen. Ich vernahm unsere Sprache und das kernige „Los" und „Drauf". Ich wendete den Kopf etwas und sah, wie jetzt ein Geschütz unserer Gebirgsartillerie herangerast kam. Immer noch hieben die Kameraden mit Peitschen auf die Pferde ein, sie zur Karriere antreibend. Im sausenden Galopp noch sprangen die Artilleristen ab, warfen die Pferde herum, protzten ab und keine Viertelminute dauerte es, so hörten wir auch schon das erste „Bumm". Die Artillerie hatte sich aus ihrer Lage befreit, setzte sich zwar einer großen Gefahr aus, griff aber wirksam ein. Und nun folgte Schuß auf Schuß. Ein Reiter dieses Geschützes zeichnete sich vor allem durch Kaltblütigkeit aus; im dichtesten Kugelregen galoppierte er von dem Munitionszuge zu dem feuernden Geschütze, um gefüllte Geschoßkörbe herbeizuschaffen.

Wir waren allmählich auch auf die kleine Anhöhe zurückgegangen. Wieder sah ich den Reiter, wie er mit lachendem Gesichte herangesprengt kam. Anstrengung — ein Geschoßkorb wiegt ungefähr 60 Pfund — schien er ebensowenig zu kennen als Gefahr. Solche Beispiele von Tapferkeit ermutigen auch die anderen Mannschaften. Wir schienen jetzt dem Feinde überlegen zu sein, denn rechts ging eine Kompagnie vor. Die Artillerie beschoß

Digitized by Google

die Klippen und ihre Feuerwirkung mußte sehr erfolgreich sein. Unter dem Schutze unserer Schwesterwaffe hieß es nun: „Avancieren"! Unaufhaltsam ging es vorwärts. Nach dreistündigem Gefecht hatten wir endlich den Feind zurückgeworfen. Er floh nach Rietmont zu.

Als das Gefecht zu Ende war, haben wir wohl alle den lieben Gott für seinen gnädigen Schutz gedankt, der in dieser Stunde so ernst mit uns geredet hatte. Ich verstehe es jetzt sehr gut, daß im 7jährigen Kriege eine ganze Armee nach siegreicher Schlacht den Choral auf dem Schlachtfelde anstimmen konnte: „Nun danket alle Gott!" Erinnerst Du Dich auch jenes schönen Lesestückchens: „Wie schön leuchtet der Morgenstern!" das wir als Schulbuben so gerne lasen und von dem wir unseren Lehrer so gerne sprechen hörten. Dieses Danken und Loben von dem alten Husaren kann ich sehr gut nachempfinden. Doch zurück.

Die Verfolgung des Feindes war angeordnet und ich war froh, daß ich vor weiterem Dienste an diesem Tage verschont blieb. Am nächsten Morgen wurde wieder angegriffen und bei Rietmont stieß unsere Avantgarde auf den Feind. Wir hatten uns aber kaum entwickelt, so kam auch schon die Meldung: „Der Feind entweicht in voller Flucht!" Nach leichtem Avantgardengefecht hatte er das Hasenpanier ergriffen. Bei seinem Abzuge wurde er noch beschossen. Er mußte doch Manschetten vor uns haben, denn er ließ eine große Anzahl Vieh, wohl 8000 Stück Klein- und Großvieh, zahlreiche Wagen usw. im Stich und floh mit seiner Hauptmacht nach Kalkfontein zu. Kleinere Teile gingen auf Gochas zurück. Wir nahmen unter Führung unseres allverehrten Oberst Deimling die Verfolgung nach Kalkfontein zu auf, trafen aber hier nicht auf den Gegner.

Digitized by Google

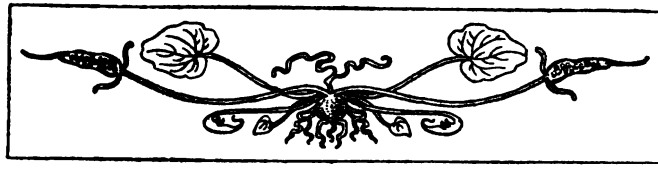
Nun will ich aber schließen und Dich nicht weiter mit meinen ewigen Kriegsschilderungen belästigen. Aber was soll ich Dir weiter schreiben? Neulich erhielt ich ein paar Zeitungen aus der Heimat. Was wird aber darin für ein Schmus von den Japanern gemacht. Von unseren Truppen hier in Südwestafrika stand außer der Liste von den Gefallenen und Verwundeten kein Sterbenswörtchen. Zufälligerweise kannte ich einige der Gefallenen. Was diese für Tapferkeit, für Mut und für Aufopferung bewiesen und mit Blut und Leben besiegelt haben, steht zum mindesten den japanischen Leistungen gleich. Ich will mich meiner Kriegstaten nicht rühmen, denn ich bin Berufssoldat, aber das Verhalten unserer Mannschaften ist über alles Lob erhaben. Unser Oberst hatte recht, wenn er am 4. Dezember am Schlusse des Gefechts sagte: „Ihr habt große Strapazen überwältigt und streng Eure Pflicht erfüllt. In jedem europäischen Kriege marschiert sich's besser, auch in der Mandschurei kämpft und siegt's sich leichter. Wir brauchen Gott sei Dank uns nicht erst Japan zum Vorbild zu nehmen. Ich kann mich auf Euch verlassen, denn Ihr wißt für Kaiser und Reich zu sterben."

Nun aber Schluß, lieber Freund. Sei vielmals gegrüßt von Deinem

treuen Freunde

Karl.

Digitized by Google



Lieber Freund!

Was bist Du doch für ein braver Mensch! Denkst im Oktober schon daran, Deinem Freunde in Südwest eine Weihnachtsfreude zu machen! Das ist ja zu brav von Dir und ich weiß gar nicht, wie ich es Dir danken soll.

Dein herzlicher Brief, der mir so vieles aus der Heimat zu plaudern wußte, hat mich wirklich erquickt. Als ich ihn gelesen hatte, gab es für mich keinen herzlicheren Wunsch, als meine Heimat wiederzusehen. Jetzt kann ich Dir nur mit Worten meinen „heißesten" Afrikadank abstatten, aber hoffentlich kommt die Zeit, in der ich auch Dir eine kleine Freude machen kann.

Ein Freudentag war es wirklich für mich, als ich hier in Kalkfontein Dein Paket empfing. Denke Dir, auch meine Eltern hatten mich mit einer kleinen Sendung überrascht und zum Überfluß wurden am folgenden Tage auch Liebesgaben ausgeteilt. Schon beim Eintritt in Kalkfontein durchschwirrte verhalten unsere Reihen ein frohes Gerücht, „erst nur flüchtig und zivil, dann mit Andacht und Gefühl", wie Wilhelm Busch sagt; das Gerücht wurde stärker und immer bestimmter und endlich hieß es: „Es sind Pakete angekommen!" „Es werden Liebesgaben verteilt!"

Digitized by Google

Wie die Kinder freuten wir uns und fortwährend hörten wir: „Ob ich wohl auch ein Schiffchen von zu Hause bekomme? Was wird's für Liebesgaben geben? Was werde ich bekommen? Vielleicht gerade das, was ich am nötigsten brauche?“ Ganz wie die Kinder am Weihnachtsabende, so geberdeten sich die rauhen, bärtigen Krieger. Als nun wirklich die Paketchen kamen, freuten sich alle und scharten sich zu Dutzenden um den Mann, der seins öffnete. Sie konnten sich aber auch wirklich alle freuen, denn wir haben redlich und kameradschaftlich geteilt. So habe ich denn auch denjenigen von Deinem Tabak gegeben, die da Appetit nach einer Pfeife Tabak hatten. Auch von dem Nordhäuser durfte jeder von meiner Korporalschaft einen Schluck nehmen. Die Pfeife, die Du mir geschenkt hast, gefällt mir großartig und stolz bin ich zwischen den Pontaks herummarschiert und habe geraucht dabei wie ein Stadtsoldat.

Wir hatten gerade große Not an Pfeifen, oft mußten sechs bis acht Mann an einer lutschen und manchen Tag hätte ich gern einige Mark für eine Pfeife und ein bißchen Tabak ausgegeben. Nun war mir durch Deine Güte geholfen.

Bei der am folgenden Tage stattfindenden Liebesgabenverteilung, bei der sich jeder sein Paketchen wählen durfte, entstand förmlich Streit, denn jeder wollte eine der schönsten Pfeifen haben, die Se. Majestät uns gesandt hatte. Von meiner Korporalschaft hatte denn glücklich auch jeder eine erwischt. Verflixte Kerls! Nun bliesen sie einen Rauch in die Lüfte, der anzusehen war, als ob 100 Mann Herero mit Vorderladern geschossen hätten.

Noch manches andere kam von Liebesgaben zur Verteilung, wie z. B. Schokolade, Kakes, Zigarren, Zigaretten, Nähzeug, Seife, Briefpapier, Bleifedern, Kognak, Wein usw.

Digitized by Google

Das allerschönste aber war doch die Mundharmonika, die Du mir geschenkt hast; damit hast Du uns am Weihnachtsheiligabend einen gar herrlichen Abendsegen verschafft. Wir lagen an diesem Abende am Lagerfeuer. Der eine rauchte, zwei andere lagen dort und erzählten sich, ein vierter brachte seinen Sattel geschleppt, legte sich denselben unter den Kopf und hüllte sich dann in eine Decke ein. Ein anderer schrieb auf dem Sattel, der ihm als Schreibtisch diente, einen Brief nach Hause, wieder andere lagen still und sahen sinnend vor sich hin. Ein Mann schürte das Feuer, das seinen rötlichen, flackernden Schein auf uns warf. Es war ein schöner Abend, prächtig funkelten die Sterne, wie die Sterne der Heimat. Es war mir, als wollten sie uns traute Heimatgrüße bringen. Unsere Gedanken weilten auch in der Heimat, zu Hause bei Vater und Mutter, bei Freund und Braut. Sehnsucht und Wehmut erfüllte wohl unser Herz, denn jeder mochte wohl an unsere schöne deutsche Weihnachtszeit denken, an die geputzten und gefüllten Schaufenster, an die hastig durch die Straßen der Stadt eilenden Menschen, die noch schnell ein letztes Geschenk einkaufen wollen, an den brennenden Lichterbaum, an den Klang der Weihnachtsglocken, an das Weihnachtsfest mit all seinen Wunderherrlichkeiten und seiner Märchenpracht, die uns den Zauber reiner froher Kindheitstage und glückliche Jugendträume bringen. Ja, zu Hause gab es um diese Zeit wohl fröhliche Gesichter und feierlich spiegelten sich in dem Glanze der Augen die Weihnachtslichter wieder. Der harzduftende Weihnachtsbaum mit seinen leiskniſternden Zweigen fehlte uns. Der Baum, der uns Frische und Bergfreiheit, der uns des Hochwalds feierliches Rauschen kündet, die bergfrische Tanne, aus deren verworrenen Zweigen uns Jugendglück und versonnene Poesie schwillt, sie fehlte uns.

Digitized by Google

Und nun gar die schönen, schönen Weihnachtslieder. Unsere Gedanken waren daheim, sie waren ... Da plötzlich hörten wir, wie von weit, weit her zarte, weiche Töne erklangen und bald vernahmen wir das himmlische Lied, das ja schon so viele Herzen erquickt hat. Wir richteten uns auf. Der hörte auf zu rauchen, jener hörte auf zu schreiben, andere sprachen nicht mehr. Alle, alle lauschten wir den zarten Tönen Deiner Mundharmonika und bald stimmten andächtigen Herzens die rauhen Kriegerkehlen in das schöne Lied ein: „Stille Nacht, heilige Nacht!"

Noch in den spätesten Zeiten werde ich dieser weihevollen Stunde gedenken. Dir aber, lieber Freund, danken wir besonders diese Stunde; Du hast uns durch das kostbare Geschenk, das uns auch auf dem Marsche schon so vielen Spaß, so viele Freude bereitet hat, aufrichtig erfreut. Alle lassen Dir ihren Dank sagen. Wir Deutsche können gar nicht ohne Musik auskommen und nun weiß ich erst, was uns bisher gefehlt hat. Mein Reitersmann, der das Dingelchen so schön blasen kann, hütet es wie einen Edelstein. Nochmals herzlichen Dank für das schöne Geschenk.

Von meinen Eltern habe ich auch mancherlei kleine Gaben geschenkt bekommen. Meine Mutter schickte mir natürlich Strümpfe und Taschentücher. Beide brauchte ich auch notwendig. Mein Vater hatte Zigarren beigelegt und mir außerdem einen schönen Brief geschrieben. Diesem lagen auch einige herrliche Gedichte bei, die Bezug auf Südwestafrika haben.

Um Dir nun auch eine Weihnachtsfreude zu machen, lieber Freund, habe ich dieselben abgeschrieben und sende sie Dir anbei, den Wunsch damit verknüpfend, daß sie Dir ebenso wie mir gefallen mögen.

Digitized by Google

Zwei Biwaks.

1.

Morgens um zwei ward alarmiert:
Raus in den Morgennebel
Und dann marschiert, marschiert, marschiert,
Kochgeschirr klappert und Säbel.

Ein Uhr Gefecht, Manövergefecht,
Sprung durch gepflügten Acker.
Hei, wie das Fußvolk lebendig wird!
Jeder Kerl brav und wacker.

Und dann Verfolgung des bösen Feinds,
Viermal zehn Kilometer.
Gar zu schlimm heut' die Sonne meint's.
Endlich: Signal vom Trompeter.

Biwak am rauschenden Buchenwald,
Zelte aufschlagen, abkochen,
Regimentsmusiken, Lagerlärm schallt,
Wer spürte müde Knochen?

Blonde Kathinka und schwarze Marie,
Ihr seid die schönsten von allen!
Wer aber von unsrer Infanterie
Hat Euch am besten gefallen?

Das ist der blitzsaubre, junge Soldat,
Dort an dem Feuer, der zweite.
Trefflich im Dienste, früh und spat,
Das ist der Fritz, der Gefreite!

Wundervoll es von fernher klingt:
„Anbete die Macht der Liebe" —
Langsam der Holzstoß zusammensinkt,
Still wird das Lagergetriebe.

— — — — — — — — —

Letztes Biwak auf deutscher Erd' —
— Mutter und Heimat, ihr beiden!
Freitag mein Schiff gen Afrika fährt,
Bitter ist meiden und scheiden.

* * *

Digitized by Google

2.

Ein Schuß durch den Hut,
Durch den Rockärmel zwei,
Den vierten leicht an der Lende —
Schnell hat ihn der Doktor zusammengeflickt
Und wieder: Gewehr in die Hände!

Im zweiten Gefecht
Eines Bluthunds Schuß
Hat bös ihm den Arm zerschlagen.
Drei Wochen hat er dran laboriert, —
Dann wollt' er's Gewehr wieder tragen.

Vor Omaruru,
Im Biwak heut',
Fußvolk und Trothasche Reiter.
Tiefschwarz und kalt die Silvesternacht,
Auf Posten: unser Gefreiter.

Ein Pfiff — ein Knall —
Und ein Wildengebrüll —
Lautlos sinkt einer zusammen:
Das war der Fritz, der lustige Kerl, —
Aufflackern des Biwaks Flammen.
— — — — — — — — —

War anno fünf
Auf Afrikas Sand
Der erste deutsche Tote.
Hoch herrlicher Tod! Und nun hüllt man ihn ein
In die Flagge, die schwarz-weiß-rote. —
— — — — — — — — —

D.

(Deutsche Zeitung Nr. 1 vom 1. Jan. 1905.)

Auf Wacht in Deutsch-Südwestafrika.

Durch Busch und Sand sind wir gedrungen,
Der Feind hielt unserm Sturm nicht stand.
Geflohen ist er, nicht bezwungen —

Kein Sieg, bei dem das Herz entbrannt,
Kein Sieg, bei dem die Augen blitzen,
Ein jauchzendes Hurra erdröhnt —

Da — hinter jenen Bergesspitzen
Liegt still die Feigheit, die uns höhnt.

Digitized by Google

Die Feigheit, die mit klugem Locken
In graue Wüste schlau uns zwang.

Der Magen leer, die Kehle trocken,
Zur Qual ward längst uns jeder Gang.

Wenn einmal nur zum offnen Kampfe
Die wilde Horde kühn sich stellt',
Daß man im dichten Pulverdampfe
Wie ein Soldat verließ' die Welt —

Weiß Gott! Das gäb' ein selig Sterben,
Und alle Pein vergäß' man jäh,
Weil man im blut'gen Todeswerben
Walhallas offne Pforten säh' —

's ist deutsche Art, sein Leben wagen
Für Thron und Reich mit stolzem Mut.
Doch hinterrücks ins Gras zu schlagen —
O wüßtet ihr, wie weh das tut!!

Wenn einmal nur zum offnen Kampfe
Die wilde Horde kühn sich stellt',
Daß man im dichten Pulverdampfe
Wie ein Soldat verließ' die Welt.

* * *

Die Heimat hat heute an uns gedacht,
Und jedem schier wurden Briefe und Karten.
Wie hat uns das froh und glücklich gemacht!
O Eltern und Brüder und Kindheitgarten!

Die Else ist endlich dem Max verlobt,
Der Hans als erster nach Quarta gestiegen;
Im Dorf hat ein grauses Wetter getobt,
Und die Miez wird wieder 'mal Junge kriegen ...

So plappert die Mutter — ich seh' sie am Tisch
Die gute, die liebe. Die großen Zeilen
Auf dem herzig-zerknitterten weißen Wisch
Verraten mir deutlich: sie mußt' sich beeilen.

In Küche und Keller, in Hof und in Haus
Ist unermüdlich ihr Schaffen und Sorgen.
Da — jäh ein Signal! Wir müssen hinaus!
Ade denn, du Heimat — vielleicht — bis morgen!

* * *

Digitized by Google

. . . . . Und unſer Leutnant ging voran!
Er dachte nicht dran ſich zu ſchützen,
Geradeaus wies er uns die Bahn,
Und ſeine hellen Augen blitzen.

Die Schuppenkette unterm Kinn
Und in der Hand die blanke Klinge —
Mir war, als ob ſein rhein'ſcher Sinn
Weitab auf Heimatfluren ginge.

Sein Burſche fiel. Er wollte ſprechen,
Doch ſeine Lippen wollten nicht.
Ich hörte nur ein keuchend „Rächen"
Und „Kämpfen, Sterben — alles Pflicht!"

Dann griff er feſter ſeine Plempe
Und „Hurra, Hurra, drauf und drauf!"
Und unerſchrocken lief der Kämpe
Mit langen Schritten uns voran.

Wie Hagelſchloßen ſchlug es nieder,
Und links und rechts ward rot der Sand.
Verglaſte Augen. Steife Glieder —
Und glühend bohrt der Mittagsbrand.

Und unſer Leutnant ging voran!
Er dachte nicht dran, ſich zu ſchützen,
Geradeaus wies er uns die Bahn.
Und ſeine hellen Augen blitzen.

Da — plötzlich griff er in die Leere.
Ich ſtürzte vor und faßt' ihn an.
Er blickte irr. „Soldatenehre —"
Und lauter: „Hurra, drauf und dran!"

. . . . . Längſt ſchwieg die Kugel. In der Kette
Ging's ſprungweis jetzt von Strauch zu Strauch,
Und mit der Wucht der Bajonette
Begann ein Kampf nach Väterbrauch.

Als wärſt du uns vorangeſchritten
Mit deinem rheiniſch-frohen Sinn,
So haben furchtlos wir geſtritten,
Die Schuppenketten unterm Kinn . . . . .

Am Abend blinkten keine Sterne.
Wir ſchaufelten dich langſam ein.
Mir war, als rauſchte in der Ferne
Den Trauerchor dein Heimatrhein . . . . .

* * *

Digitized by Google

Hängt mir der Nachttau an den Lidern?
Ich weiß nicht — Herz, was pochst du bang!
Denkst du, wie viele von den Brüdern
Dies Land sich schon zu Opfern zwang?

Wie viele, die mit Jugendhoffen
Sich rüsteten zur stolzen Fahrt,
Vom Typhus, feigem Blei getroffen,
Der afrikan'sche Grund bewahrt.

Wie viele —? Ach, was soll das Sinnen!
Nicht Grübeln taugt zum Kriegestun!
Rein war ihr Schild, wie's Sterbelinnen,
Deutsch ist der Boden, da sie ruhn.

Und — dunkle Nacht, den Schwur bewahre! —
Deutsch bleibt die Erde, die sie nahm,
Bis auf die stille Todesbahre
Des letzten Deutschen Leiche kam!

(Ein Gedichtzyklus von Josef Buchhorn in Stuttgart.)

Der Todesgruß.

Die Julinacht liegt dumpf und lau,
Matt flimmern die blassen Sterne . . .
Im einsamen Zimmer die alte Frau
Denkt an den Sohn in der Ferne.

Der Weltstadt Brausen dröhnt ferne her —
Das schlummert noch nicht zur Stunde . . .
. . . Der alten Frau ist das Herz so schwer —
Zu lange kam keine Kunde . . .

Doch horch — da schlägt der Teckel an —
Ein schwerer Tritt auf den Stufen,
In später Stunde ein fremder Mann,
Fernher und ungerufen . . .

„Wer bist Du, Fremdling, in Koller und Band?
So trug's mein Sohn — beim Scheiden . . ."
„Euer Sohn war mein Hauptmann — im Namaland
Tät' unter ihm ich reiten!

Gott tröst' Euch, Mutter — er fiel vor dem Feind —
Ich bring' Euch sein letztes Grüßen . . .
. . . Ihr werdet bleich — ich hab' auch geweint —
Und hab' ihm — noch helfen müssen — —

Digitized by Google

Ich hatt' ihn lieb — 's war ein guter Herr —
Und furchtbar brennt die Wunde — —
Und drohend gellte vom Felseck her
Das Heulen der schwarzen Hunde!

Es ging mir durchs Herz — er sah mich so an —
Nicht haben sollt' ihn die Bande! . . .
. . . Einen Gruß meiner Mutter — mein Reitersmann!
Und einen — dem märkischen Sande . . .!

„Vorm Feind zu fallen — ein süßer Tod —
Und — Hoch dem Kaiser . . . und — Reiche . . ."
Da — endet mein Schuß seine Todesnot —
Und im Dornbusch barg ich — die Leiche! . . .

. . . Der Mutter bracht' ich den Todesgruß,
Die ihn geliebt in Schmerzen — —
Den andern Gruß ich begraben muß
Im knirschenden Reiterherzen! . . .

Die Heimat, die der sterbende Held
Mit sehnender Seele suchte —
Die ist nicht hier, wo die Weltstadt gellt
Und das Gold herrscht — das verfluchte!

Mich packt ein Heimweh heiß und wild
Nach Südwest's brennendem Sande — —
Wo deutsches Herzblut die Furchen füllt —
Dort sind wir im Vaterlande!

Sie krönte kein Leid — sie ehrt kein Stein —
Das schafft uns wenig Reue —
Wir gruben tief in die Wüsten ein
Das Wort von der deutschen Treue!

Hier dorren Herz und Sinne mir
Im öden Menschengewimmel — — —
Ich muß allein sein mit meinem Tier
Unter nächtigem Tropenhimmel . . .

Dort weitet die Seele sich königlich
In endloser Steppen Sande — —
Dort — sende sterbend den Gruß auch ich
Meinem Kaiser und Vaterlande! . . .

Ella von Krause.

Digitized by Google

Mein guter Vater hat mich damit herzlich erfreut und im Geiste habe ich ihm für diese Abschrift der Gedichte herzlich die Hand geschüttelt.

Dein Schwesterchen, der ich die herzlichsten Grüße sende, schreibt, sie habe mich im Traume gesehen? Nun mag sie einmal sehen, ob das Bild von mir stimmt:

Da mir weder Rasiermesser noch Haarschere zur Verfügung steht, so ziert ein blonder, wilder, verstäubter Vollbart mein Gesicht und das lange struppige Haar vermag der durchlöcherte Tropenhut nicht ganz zu verdecken. Die rechte Seite des Hutes ist hochgeklappt und läßt die Kokarde sehen, dagegen die linke Seite hängt wie bei Wodan bis tief aufs Auge herunter. Das Gesicht selbst ist über und über mit Staub bedeckt und infolgedessen vollständig bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Der Poet würde wie beim Anblick von Hagens Gesicht sagen: Rissig wie Eichenrinde. Der Anzug, den wir erst im Juni frisch bekamen, da der alte vollständig zerrissen, verschmutzt, verschwitzt und verfault war, hat als Farbe ein allgemeines Dreckgrau aufzuweisen. Der linke Ärmel ist schon sechsmal ausgerissen und selbst genäht, natürlich mit weißem Zwirn, stellenweise mit Bindfaden. Das rechte Knie der Reithose ist zierlich mit einem weißen Lappen geflickt, das linke Knie aber ist seit den scharfen Klippen von Rietmont her entzwei und durchaus nicht mehr zu kurieren. Die Stiefel sind rauh und vom Dornbusch zerkratzt. Seit Wochen ist kein Fett daran gekommen. Die Finger genau so schwarz wie Kaffernpfoten. Um den Leib herum liegt der verschwitzte, fast nie vom Leibe gebrachte Patronengurt. Dann ein müder Gaul, ungefähr wie ihn Uhland in „Schwäbische Kunde" beschreibt. Im Gewehrschuh steckt das unentbehrliche Gewehr, „die Braut des Soldaten".

Digitized by Google

Na, nun frage einmal Dein Schwesterchen, ob das Traumbild einige Ähnlichkeit aufzuweisen hat mit dem wild und verwegen aussehenden Kerl, den ich ihr hiermit unter dem Namen Deines Freundes Karl vorgestellt haben möchte.

Meine Kameraden sehen alle so aus und mancher wackere, herzensgute Kerl könnte ängstlichen Gemütern Furcht einflößen. Ich wünschte nur, unsere Truppen könnten in diesem Anzuge in die Heimat einziehen. Dann würden die Leute einen richtigen Begriff davon bekommen, was es heißt, einen Krieg in Afrika führen.

Nun für diesmal genug, denn bald heißt es: „Antreten" und „Abmarschieren."

Nochmals meinen allerherzlichsten Dank für die schönen Geschenke, besonders aber für die Mundharmonika.

Dein treuer Freund

Karl.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Daß ich Dir dieſen Brief ſchreiben kann, nicht erſchoſſen und längſt begraben oder zum mindeſten doch ſchwer verwundet bin, wundert mich ſelber und in der Erinnerung an die vergangenen ſchrecklichen Tage kommt es mir ſelber vor, als ob ich eben aus dem Schlafe erwacht wäre und hätte einen ſchweren, ſchweren Traum gehabt. An dem erſten Tage nach den Gefechten im Auobtale habe ich tatſächlich auch einmal wie geiſtesabweſend dageſtanden, die Glieder gereckt, die Augen gerieben, das Maul aufgeriſſen, mich geſchüttelt und für mich hingeſagt: „Ein ſchrecklicher Traum!“ Doch nein, es iſt kein Traum geweſen. Ich hatte das alles erlebt und die Kameraden, meine Freunde, waren wirklich tot.

Mein ſtilles Weinen rührte eines Reiters mitfühlende Seele und er ſprach milden Tons: „Herr Unteroffizier, das iſt nun einmal nicht anders.“ Er hatte recht, aber ich konnte mich auch nicht anders machen. Die heißen Tage im Auobtale, die ſchrecklichſten, die ich je erlebt habe,

Digitized by Google

hatten doch meine Nerven erschüttert. Nicht Onganjira, nicht Otjosasu, noch der Waterberg und die Durststritte in das Sandfeld können sich mit diesen Tagen vergleichen.

Ich will die Taten unserer Väter nicht prahlerisch verkleinern, aber ich glaube, im deutsch-französischen Kriege haben sie nicht einen einzigen solchen Tag aufzuweisen gehabt, wie wir einen Tag im Auobtal. Doch, da ich jetzt ein Weilchen Zeit habe und mir Papier und Tinte zur Verfügung steht, so will ich es nicht unterlassen, Dir den Hergang des Gefechts zu erzählen. Laß mich aber erst meinen Pferdesattel — meinen Schreibtisch — zurechtrücken. So, nun kann's losgehen.

In Kalkfontein, wo wir die Pakete und Liebesgaben empfangen hatten, waren wir bis zum 31. Dezember geblieben. Schon glaubten wir hier — wenn auch nicht mit Punsch und Bier — einen fröhlichen Silvestertag zu feiern, aber da bekamen wir plötzlich am Nachmittag den Befehl zum Aufbruch. Kurz nach 4 Uhr mußten wir denn auch aufsitzen und nun ging es nach Stamprietfontein zu. Unsere Abteilung, die unter dem Kommandanten des Herrn Major Meister stand und aus der 4., 5. und 7. Kompagnie und einer Batterie mit 4 Geschützen zusammengesetzt war, hatte eine Gefechtsstärke von wenig über 190 Mann. Jede Kompagnie zählte durchschnittlich 40—50 Gewehre. Trotzdem Patrouillen halberwegs Stamprietfontein Spuren des Feindes und schließlich auch diesen selbst entdeckt hatten, glaubten wir doch nicht an einen bevorstehenden Kampf und hielten namentlich den Feind für zu schwach, sich mit uns in ein Gefecht einzulassen. Munter plätscherte denn auch während des Ritts das Gespräch dahin und bald wußte dieser, bald jener eine heitere Silvestergeschichte aus der Heimat zu berichten. Hier erzählte einer, wie er voriges Jahr mit

Digitized by Google

seiner Liebsten Blei gegossen und wie die Figur im Wasser ihn in Uniform auf dem Pferde sitzend, mit dem Gewehr in der Hand und einem großen Hute auf dem Kopfe gezeigt habe, also alles figürlich voraus gesagt habe, was ihn in diesem Jahre betroffen. Dort lachten etliche, als der Kompagniewitzbold über die Reihen hin in die Hitze des Nachmittags ein winterlich johlendes „Prosit Neujahr!" schrie. Es war $^1/_2$ 7 Uhr und wir konnten gar nicht weit mehr von Stamprietfontein sein, als plötzlich die Verbindungsleute hielten und wir vor uns von rechts her einige Schüsse hörten. Demnach war der Feind in Sicht und die Patrouillen schossen sich schon mit ihm herum. Die Schüsse vermehrten sich. Jetzt kam auch von der Spitze her die Meldung: „Feind in Stärke von ungefähr 300 Mann hat rechts und links die Klippen des Tales besetzt und schickt sich zum Gefecht an!"

Sofort wurde „Abgesessen" kommandiert, die Kompagnien gingen vor, entwickelten sich, die Artillerie fuhr auf und es dauerte gar nicht lange, so war das Gefecht im vollen Gange. Der Feind war viel zu gering geschätzt worden, vielleicht 600 Gewehre zählte er, war also noch dreimal so stark wie wir. Seine Stellung bei dem klippenreichen Gelände war vorzüglich und bot namentlich unserer Artillerie kein gutes Ziel. Wir Infanteristen hatten demnach an diesem Tage die Hauptlast zu tragen, wenn wir den Feind aus seinen Stellungen werfen wollten.

Unsere Leute schossen sich gut ein, aber trotzdem hatten wir nach einstündigem Gefechte keinen Erfolg zu verzeichnen. Da der Feind uns höchstens Kopfziel bot, war auch unsere Feuerwirkung nicht von dem genügenden Erfolg begünstigt.

Wir gingen weiter vor und suchten den Feind mehr von der Seite zu fassen, doch er saß zu fest. Es war

Digitized by Google

nichts zu machen. Unser Leutnant schimpfte, doch davon wurde des Feindes Widerstand auch nicht gebrochen. „Kinder, 's nutzt nichts, wir werden wohl den Sturmangriff wagen müssen!" sagte nach einiger Zeit unser Führer.

Der Feind wurde jetzt auf dem linken Flügel stark beschäftigt. Wir wagten einen 50 Meter-Sprung und unser Zug kam in eine kleine Bodenfalte zu liegen, die sich aufwärts zog und vom Feinde nicht mit Feuer bestrichen werden konnte. Wie die Wiesel kletterten wir aufwärts. Jetzt krochen wir wieder vorwärts, von Busch zu Busch, von Klippe zu Klippe. Unser Leutnant voran. Es ging ihm nicht recht nach Sinn, viel zu langsam, er winkte und winkte. „Immer 'ran, Kerls, hierher!"

Es war gar nicht so leicht, hier vorwärts zu kommen. Diese verfluchten scharfen Felskanten zerschanden einem alle Glieder. Unsere Hände bluteten.

„Soll ich denn den Feind allein vertreiben?" schimpfte der Leutnant wieder. Endlich, endlich lagen wir nach seiner Meinung richtig. Merkwürdig, wir 20 Mann bekamen noch immer kein Feuer. Wir waren ziemlich nahe heran und konnten, wenn wir rückwärts sahen, die Bewegung unserer Kompagnie genau beobachten. Offenbar, der Feind hatte diese kleine Verteidigungsstellung übersehen. Wir kletterten wieder vorwärts und waren bis auf 100 Meter heran. Noch kein Feuer. Wir sahen ganz deutlich die Bande hinter den Felsen sitzen. Die Kompagnien und die Artillerie sahen uns wohl, denn sie schossen wie wild. Das Feuer und die Aufmerksamkeit des Feindes wurde vollständig von uns abgelenkt.

Jetzt galt's. Wir machten uns zum Sprung fertig. Ich zitterte am ganzen Körper. Leise kommandierte unser Leutnant: „Seitengewehr pflanzt auf!" Dann rief er uns noch heimlich zu: „Hat jeder geladen? Paßt auf, ordentlich

Digitized by Google

Hurra!" Wir lauschten, jeder hatte sich schon gestützt. Jetzt: „Sprung, auf! marsch, marsch!" Noch kein Feuer. Jetzt sahen sie uns. „Hurra!" „Hurra! Hurra! Hurra!" Was die Beine nur springen konnten, so sausten wir dahin, grad drauf los und mit Hurra mitten hinein in den Feind. Ganz erschreckt fuhren die Schwarzen hinter ihren Klippen auf, schrieen laut und sprangen mit hocherhobenem Gewehr davon. Immer mitten hinein in die schwarze Bande! Hei, wie gaben sie Fersengeld! „Drauf, Jungens! Hurra!" „Hurra!" Dort standen fest aufgerichtet zwei Witbois und erwarteten uns. Der Flügelmann sprang stracks auf sie zu. Ich ihm nach. Da war aber auch schon mein Leutnant. Er purzelte und fiel, doch schnell war er wieder auf. Wie ein Löwe sprang er den einen Witboi an, der nach dem Flügelmann schoß; der Witboi fiel. Ein Schlag mit dem Bajonett und ein Stoß und auch dem anderen Schwarzen saß das Bajonett des Flügelmanns in der Brust. In demselben Augenblicke mußte sich unser Leutnant eines anderen Witbois erwehren. Eine Kugel aus seinem Revolver brachte den Hottentotten zur Strecke. Doch, da der Schwarze noch schießen wollte, flog ihm auch schon die Klinge des Säbels an den Schädel und blutüberströmt neigte er dann seinen Kopf. Wir sprangen immer noch und achteten gar nicht darauf, daß wir Feuer von dem unter uns stehenden Feinde — den wir übersprungen hatten — empfingen. „Halt! Halt! Kerls!" schrie unser Leutnant jetzt, doch sein Halt wurde von dem Hurra der Mannschaften übertönt. „Halt! Kerls! Halt!" Unsere Leute hörten gar nicht das tacktacktack und rackrackrack und das Bumm bumm unserer Truppen. Jetzt umknallte uns aber das Feuer. Wir hörten, wie die Kugeln an uns vorüberzischten. Schnell suchten jetzt auch die Vorwärtsstürmenden Deckung. „Hierher!" rief unser Leutnant.

Digitized by Google

Die Deckung war hier geradezu vorzüglich. Ein wahres Glück war es auch, daß unser Zug noch so ziemlich beisammen war und wir so dem Feinde mit geregelter Feuerdisziplin entgegentreten konnten. Ein wahrer Steinhagel prasselte jetzt um uns her, denn die Geschosse schlugen alle an die Felsenklippen an, hinter denen wir sicher geborgen waren. Ab und zu zeigten sich uns gegenüber eine größere Zahl Hottentotten, aber jedesmal setzte unser vernichtendes Schnellfeuer ein. Sie wagten keinen Angriff. Unser Vorwärtsgehen hatte den anderen Kameraden etwas Luft gemacht, denn wir konnten gerade die unter uns liegende gute Deckung des Feindes beschießen, die er nun räumen mußte. Jetzt gingen auch die anderen Kompagnien näher an den Feind heran, aber einen Sturmangriff konnten sie wohl noch nicht wagen. Das war bei der überlegenen Stärke und besonders bei der ausgedehnten Gefechtslinie des Feindes doch wohl noch zu gefährlich. Wir sahen jetzt, wie sich links von uns der andere Halbzug der Kompagnie zu zweien und zu dreien an unseren Zug heranschlich. Hinter der kleinen Bodenwelle fanden sie auch Deckung. Dort wagte der Rest unserer Kompagnie einen offenen Sprung. Wie die Beine strampelten! Es war fast spaßig anzusehen. Die Artillerie schoß jetzt wie wild und auch wir unterstützten die Kameraden. Hei, das war ein Rattern! Es verging wieder einige Zeit. Währenddessen war auch der andere Halbzug heran. „Vor uns links die Klippe müssen wir nehmen! Die Kerls beherrschen ja das ganze Gelände!“ rief uns der andere Offizier zu. Wir sahen ja die Klippe gar nicht. Doch sofort kommandierte unser Leutnant einen Sprung. Noch während des Springens sahen wir die zähnefletschenden Kerle, wie sie hinter der unteren Klippe auftauchten. Blitze umzuckten uns, der Knall der Geschosse gellte in

Digitized by Google

unseren Ohren. Einige Mann von uns strauchelten und mit einem „Ach" fielen sie zur Erde. Wir sahen bei unserem Sprunge direkt in die Gewehrläufe des Feindes; doch ohne Furcht gingen wir drauf und bald flohen denn auch die Teufel schreiend vor uns her, auf einen Haupttrupp zurück. Vor unseren Bajonetten hatten sie mächtigen Respekt.

Wieder waren sie hinter einer Klippe vertrieben. Bei dem Sturmlauf war mir mein Hut verloren gegangen; wie ich am anderen Morgen merkte, war er mir vom Kopfe geschossen worden.

Jetzt wurde es ruhiger, zwar schoß der Feind noch kräftig auf die anrückenden Kompagnien, doch wir merkten es an seinen Bewegungen, daß er sich unter dem Schutze der Nacht zurückzog. Gegen ½10 Uhr war das Gefecht endlich zum Stillstand gekommen und wir konnten jetzt des Feindes Stellung besetzen. An einen Silvester dachten wir nicht mehr, nachdem wir die traurige Pflicht erledigt hatten, die gefallenen Kameraden zu begraben. In ein Tuch eingeschlagen, ruhen sie nun in deutscher Afrikaerde von ihren Heldentaten aus. Ich suchte die Pferde auf, nahm meine Decke, wickelte mich darein und schlief denn auch bald auf meinem Sattel, wie auf dem weichsten Daunenkissen ein.

„Eine schöne südwestafrikanische Silvesterfeier!" wirst Du denken, lieber Freund, doch wir sind Soldaten und unser Beruf ist jetzt, die deutsche Erde in Südwestafrika zu verteidigen.

Am 2. Januar morgens ½4 Uhr waren wir schon wieder auf den Beinen, denn da wir ½6 Uhr schon den Weitermarsch antreten wollten, hatten wir noch viel zu tun. Nachdem wir den Pferden ihre Haferration gegeben, gingen wir daran, die Wasserwagen und Wassersäcke zu

Digitized by Google

füllen. Auch die Mannschaften empfingen erst noch ihre Ration, die Munition hatten wir dagegen schon am Abend vorher erhalten. Hier ist es nämlich immer besser, man schläft mit vollem Patronengurt.

Es schien ein heißer Tag werden zu wollen, denn als wir zur festgesetzten Stunde abrückten, warf die Sonne schon glühende Sonnenstrahlen herab. Wir waren aber guten Muts, denn wir hatten ja Wasser und so konnte uns der Tag, nach unserer Meinung, nicht viel anhaben. Fröhlich rauchte ich während des Marsches mein Pfeifchen. Unsere Kompagnie bildete mit Ausnahme eines Zuges, der als Bedeckung bei den unmittelbar hinter der Truppe folgenden Wagen ritt, die Vorhut. Gleich hinter uns fuhr eine halbe Batterie mit zwei Geschützen. Wir mochten ungefähr wieder eine Stunde geritten sein, als wir plötzlich, ohne daß die Patrouillen erst mit ihnen zusammengeraten waren, auf nahe Entfernung von mehreren Klippen heftiges Feuer empfingen. Schnell sprangen wir ab, warfen den Pferdehaltern die Zügel zu, gingen gleich in Deckung und dann darauf in Schützenlinie vor. Es ist ja stets zu bewundern gewesen, wie ruhig die Kompagnien im Gefechte sich entwickelten, diesmal war aber auch nicht ein bißchen Hast, absolut kein Überstürzen zu verzeichnen. Flink und sicher tat jeder seinen Dienst. Unsere Truppe ist eben nicht mehr feuerscheu, sondern feuerfest. Sofort wurde von unserer Seite das Feuer eröffnet und auch die Batterie fuhr rechts auf und nahm den Gegner ins Gebet. Gleich am Anfang des Gefechts merkten wir, daß der Feind stärker als beim letzten Gefecht war, denn auf einer sehr weit ausgedehnten Gefechtslinie bekamen wir übermäßig starkes Schnellfeuer. Doch dadurch ließen wir uns nicht gleich schrecken. Major Meister, der jetzt herangeritten kam und sofort die Gefahr der Gefechtslinie erkannte, sah, wie die

Digitized by Google

Schwarzen sich bemühten, unseren rechten Flügel zu umfassen, um uns dadurch schließlich zu umzingeln. Er ließ sofort die beiden anderen Kompagnien vorgehen, die sich rechts und links von uns ansetzten, rechts die 7. und links die 5. Kompagnie. Gleich nach den ersten Schüssen räumte denn auch der Feind die Stellung und entzog sich durch ein eiliges Rückwärtsgehen unseren Blicken. Ich glaubte an eine Flucht. Sofort stießen wir in Schützenlinie nach und beim Vorwärtsgehen freuten sich alle, daß der Feind sobald das Feld verließ.

„Sie haben doch mächtigen Respekt vor mich!" sagte ein Thüringer. „Weeß Knebbchen, sie reißen aus!" meinte ein kühner Sachse. „Scheid's nicht scho vorwitschig!" wendete aber ein Schwab ein. „Dummer Schwoab, halt's Maul!" murrte ein Bayer.

Der Feind war nicht mehr zu sehen. Auch die Artillerie bespannte die Geschütze und ging mit vor. Wir waren aber noch keine 300 Meter gegangen, als uns von 500—600 Meter Entfernung ein äußerst heftiges Schnellfeuer entgegenschlug, das ausgezeichnet gezielt war. Die Geschosse fielen unmittelbar vor uns ein. Dort links vor mir stürzte ein Reiter tödlich getroffen zur Erde. Rechts setzte sich schwer ein Mann zu Boden. Wir wußten anfangs gar nicht, was wir sagen sollten, suchten aber wieder schnell Deckung, die uns denn auch hinter dem felsigen Geröll wurde, so gut es eben möglich war. Ununterbrochen währte das Schnellfeuer und schon wieder hatten wir Verwundete zu verzeichnen. Ein Mann in meiner Nähe hatte einen Fleischschuß im linken Oberarm erhalten, der gar nicht so flach saß. Trotzdem am Rockärmel starkes Blut vordrang, achtete er aber nicht der Wunde, sondern blieb ruhig in der Schützenlinie und hat sich auch während des nun kommenden mörderischen

Digitized by Google

Feuers geradezu vorzüglich gehalten. Wir richteten uns ein, so gut es ging; an ein weiteres Vorgehen war gar nicht zu denken. Die Geschosse schlugen jetzt meistens vor uns ein, rissen den Boden auf, splitterten die Steine. Es war ein furchtbares Feuer. Nur ganz schwach konnten wir erwidern, denn wir hatten kein gutes Ziel. Wir durften auch gar nicht den Kopf heben, wenn wir ihn nicht verlieren wollten.

Der Feind hatte einen vor uns liegenden Höhenzug besetzt, der ihm durch die zahlreichen Klippen vortrefflichen Schutz und eine vorzügliche Beherrschung des Geländes gewährte. Es war gar nicht daran zu zweifeln, daß sich der Feind diese Stellung für den Kampf gewählt, wohl vorbereitet und festungsartig eingerichtet hatte.

„Das hat die Bande ganz vorzüglich gemacht!" sprach unser Leutnant.

„In der Front ist der Höhenzug gar nicht anzugreifen!"

Wenn etwas zu machen war, konnte es nur von dem Dünengelände aus geschehen, das sich rechts an den Höhenzug anlehnte und sich allmählich nach dem Flußtal herabsenkte. Die 5. Kompagnie mußte das Gelände unter Feuer nehmen.

Wir hätten gern ein Vorwärtsgehen versucht, doch der Feind mit seinem wilden Feuer hätte uns bei dem sicheren Ziel, das wir boten, nicht allein geschwächt, sondern auch völlig vernichtet. Denke Dir nur, lieber Freund, wir standen hier im Auobtale einer sechsfachen Übermacht gegenüber. Gefangene sagten später aus, daß Hendrik mit seinen Witbois, die Hottentotten unter Freymann, die Leute aus Hoachanas und dann noch ungefähr 300 Herero unter Frederik gegen uns gekämpft hätten,

Digitized by Google

also 1100 Mann gegen 170 Mann, da wir doch mindestens 20 Mann als Pferdehalter brauchten und diese mithin nicht gegen den Feind zu verwenden waren. In unserer Nähe weilte der Kommandeur unserer Abteilung, Herr Major Meister. Wenn wir auch nicht vollständig geschützt waren, so erhielten wir doch weniger Feuer als die 5. Kompagnie, die unseren linken Flügel bildete. Die 7. Kompagnie lag auf dem rechten Flügel am günstigsten und an ihrem lebhaften Feuer merkten wir, daß sie auch Ziele hatte. Sie beschoß eine vom Feind stark besetzte Klippe. „Herr Unteroffizier, dort links zieht sich der Feind herunter!" Ich sah es, ganz vorsichtig zog sich der Feind vom Höhenzug auf die Düne herab. Es wurden ihrer immer mehr. Ich gab meinem Zug die Entfernung an. Unser Feuer schlug auch ein, doch der Feind ließ sich nicht stören. Immer noch kamen sie herab. Die 5. Kompagnie mußte jetzt viel auszuhalten haben. Major Meister beobachtete den Gegner in unserer Nähe. „Unteroffizier, laufen Sie zur Kolonne und bringen Sie dem Leutnant Petersdorff den Befehl, er soll mit den Wagen vorrücken, soweit es die Wirkung des feindlichen Feuers gestattet!" befahl der Major einem Kameraden. Wohl 300 Mann vom Feinde hatten die Düne besetzt und suchten den linken Flügel der 5. Kompagnie zu umfassen. Ich sah, wie der linke Flügelzug zurückbog und sich so zu schützen suchte. Furchtbar knatterten und knackerten jetzt die Schützen. Es half nichts. Jetzt ließ Major Meister den zwei Geschützen den Befehl zugehen, hinter dieser Kompagnie und zwar in der Mitte und auf dem linken Flügel aufzufahren. Im Nu waren die Geschütze bespannt und unter den Peitschenhieben und Zurufen der Fahrer sausten die Pferde mit ihren Kanonen dahin. Keine Minute darauf knallte es auch schon. Der Feind stutzte und suchte Deckung. Wir

Digitized by Google

mußten jetzt ein anderes Ziel nehmen, denn wir wurden von einer Seite auch derb beschossen.

Seit 2 Stunden schoß der Feind fast immer im Schnellfeuertempo. „Sick ssssick; iiii!“ So und in noch anderen Tönen pfiffen die Kugeln über uns hinweg. Tapfer schossen wir weiter. Das Geknatter störte uns zwar nicht, doch immer mehr erkannten wir den furchtbaren Ernst unserer Lage. Es waren absolut keine Fortschritte zu verzeichnen. Aber gerade deshalb erfüllte jetzt jeder mehr als seine Pflicht.

Furchtbar brannte die Sonne hernieder, so heiß war es noch nicht ein einziges Mal gewesen. Längst war der letzte Tropfen aus den Wassersäcken geleckt. Hinter uns hörten wir jetzt wieder die Kolonne näher an uns heranfahren. Zu beiden Seiten sah man die Bedeckungsmannschaften. Wir machten einen Versuch, näher an den Feind zu kommen und schlichen einzeln vorwärts, doch ein wahrer Kugelregen prasselte auf uns nieder, als dies der Feind bemerkte. Es war unmöglich, wir mußten liegen bleiben. Links von mir legte sich ein Reiter schwer zur Seite, verzog krampfhaft das Gesicht, griff dann heftig nach dem Stiefel und zog denselben vom Fuß; da sah man auch schon das Blut durch die Fußlappen quellen.

„Unteroffizier, Ziel links der Düne!“ Dort sahen wir die Schwarzen wieder! Sie scheuten scheinbar das Geschütz gar nicht mehr. Abermals packten sie die Flanke der 5. Kompagnie. Der andere linke Flügel der Kompagnie bog jetzt gleichfalls um. Schuß für Schuß feuerte die Artillerie. Ich schob gerade einen neuen Rahmen ein, als ich neben mir einen Seufzer, das bekannte „Ach“ hörte. Ein Reiter war getroffen, — Brustschuß.

„Bringen Sie den Mann nach dem Verbandplatze!“

Ich wickelte den Gewehrriemen um mein Bein, schleifte

Digitized by Google

das Gewehr hinter mir her, nahm den schwerverwundeten Reiter unter den linken Arm und schleppte ihn kriechend aus der Schützenlinie. 100 Meter war ich so gekrochen, dann trug ich ihn auf dem Rücken zur Kolonne, wo sich die Ärzte bei ihrer Blutarbeit befanden. Ach, das Gewimmer! Das Schreien und Rufen nach Wasser. Das heisere: „Durst! Durst!" klingt jetzt noch in meinen Ohren. Dieses klagende Beten! Ich warf einen scheuen Blick auf das Blutwasser und auf die bleichen Gesichter der Verwundeten. „Dorthin!" befahl mir der Arzt. Ich legte meinen Mann in den Schatten eines Wagens, machte meine Meldung und wollte wieder zurück, als der Leutnant Petersdorff in Hast zu den Ärzten trat und sagte: „Meine Herren, wir werden angegriffen! Was nur einigermaßen kann, heraus und das Gewehr zur Hand!" Als ich hinter dem Wagen hervortrat, sah ich auch schon das Spielchen. In hellen Haufen kamen die Wilden heran. Die Wagen mochten ihnen wohl schon längst als willkommene Beute in die Augen gestochen haben. Der Leutnant hatte die Lage sofort erkannt. Wir lagen in Schützenlinie und gaben Schnellfeuer. Doch die Hottentotten kehrten sich nicht daran. Immer näher kamen sie und nur 150 Meter mochten sie noch von uns entfernt sein. Unsere Herzen klopften und hämmerten, daß man schier die Herzschläge des anderen hörte. Der Feind kam näher und noch im Vorwärtsgehen feuerte er. Was machte der Leutnant nur! Ach Gott, war der Mensch verrückt geworden? Er kommandierte: „Stopfen!" Kein Schuß fiel mehr von uns und noch heute bewundere ich diese Feuerdisziplin. „Seitengewehr pflanzt auf!" Wie der Stahl in der Sonne funkelte! „Zum Sturm Gewehr rechts! Marsch!" Wir liefen und liefen und liefen dem furchtbaren Feuer und Geknatter entgegen. Der Feind stand.

Digitized by Google

„Fällt das Gewehr! Marsch, marsch! Hurra!“ „Hurra! Hurra! Hurra!“ Das war kein Hurra, das war das wilde, heisere Gebrüll von einer Schar, die sich dem Tode geweiht hatte. Voran mit dem Säbel in der Faust stürmte der Leutnant, wir ihm nach! „Hurra! Los! Halt! Ach! Hurra! Drauf!“ schrien wir wild und wüst untereinander. Keine 25 Meter waren wir vom Feinde entfernt, wir sahen seine Blicke und hörten sein Schreien. Da ertönte nochmals mit aller Gewalt das Hurra. Die Kehlen schienen zu bersten. Noch einmal! Hurra! Hurra! Das wirkte. Jetzt machten die Schwarzen Kehrt und laut schreiend flohen sie von dannen. Wir immer hinterher und dazwischen hinein. Jetzt packte uns die Kampflust. Kein Schuß fiel, nur das Blitzen der vorgehaltenen und der stoßenden Seitengewehre sah man. Was die Beine nur hergeben wollten. Dicht vor mir lief eine schwarze Bestie. Ein Stoß mit meinem Gewehr, es hatte ihn erreicht, er fiel zu Boden, doch ich stürze mit hin. Ein Schwarzer hob das Gewehr auf und wollte nach mir schießen, ich fühlte den Schuß schon, doch ehe er geschossen, sah ich sich des Leutnants Säbel an seinem Blute färben. Hier sprang ein Reiter mir vor und stieß einen nieder, dort links wälzte sich gleichfalls einer im Blute. Noch einer! Wieder einer! Da plötzlich setzte unser heiseres, wildes Hurra nochmals ein. Wie die Hasen sprangen die Schwarzen jetzt von dannen. Immer noch mit hocherhobenen Armen stürzte der Leutnant voraus. „Los Jungens! Drauf doch! Hurra! Hurra!“ Wir waren ziemlich bis an die Düne herangekommen. Wir hörten das Feuern und unser Leutnant kommandierte „Halt!“ Doch die Schüsse, das Schreien, die Salven übertönten seine Stimme. Er trillerte mit seiner Signalpfeife. Endlich hemmte diese das Schreien. Wir schwiegen, suchten

Digitized by Google

schnell unter dem Feuer des Gegners Deckung und gingen allmählich zurück. Der Feind war geschlagen. Wie lange hatte die Attacke gedauert? Einige Stunden oder Minuten? Wer war verwundet, wer tot? Wer fragte jetzt danach? Wir keuchten, in unseren Schläfen hämmerte es, wir schmachteten, wir konnten nicht mehr. Lautlos stellten wir bei den Wagen unsere Gewehre mit den blutigen Bajonetten zusammen. Mit krampfhaften Händen griffen wir nach den Trinkbechern! Ach, das erquickte! Wir nickten uns stumm zu und blickten nach der Düne. Einen zweiten Versuch, die Wagen wegzunehmen, würde der Feind heute schwerlich wieder wagen. Die deutschen Bajonette fürchtete er.

Der Leutnant kam und befahl, die Fuhrwerke voneinander zu rücken. Sie bildeten eine Wagenburg, innerhalb deren der Verbandplatz angelegt wurde. Ich bat, mir meinen Wasserbeutel noch füllen zu dürfen. Dann ging ich zu meiner Truppe zurück.

Die Mannschaft schmachtete nach Wasser. Ich gab meinen Wasserbeutel hin. Im Handumdrehen war er entleert. Das Gefecht war noch keinen Schritt vorwärts gekommen. Die Sonne dörrte förmlich die Leiber, aber der Mut der Soldaten war noch nicht gesunken. Noch immer klitschten und klatschten und zischten und sausten die Kugeln vor uns und über uns hin. Wieder war eine Stunde vergangen.

„Herr Leutnant, können wir nicht einmal Wasser bekommen? Hier wird einer schlapp!“

„Ich weiß nicht, mir wird's auch ganz schwarz vor Augen!“ sagte ein anderer.

Zwei Mann krochen zur Kolonne und holten Wasser. Ganz spärlich bekam jeder hinter der Deckung noch einen Trunk.

Digitized by Google

„Nicht zu viele Mann auf einmal!“ rief der Leutnant. Die Mannschaft achtete gar nicht der Geschosse und suchte nur Wasser zu erhaschen.

„Die Wasserfässer sind bald leer!“ sagte ein Wasserträger. Na, guter Trost, dachte ich. Und erst um 3 Uhr nachmittags! Der Feind hatte bisher nicht ein einziges Mal sein Feuer eingestellt. Er schien demnach sehr stark mit Munition versehen zu sein; fast verschwenderisch pulverte er drauf los.

Die Hitze nahm gar nicht ab. Neun Stunden lagen wir schon im Kampfe. Nirgends war ein Fortschritt zu verzeichnen, weder bei der 5., noch bei der 7. Kompagnie, noch bei uns. Unsere Offiziere machten sehr ernste Gesichter. Gegen 5 Uhr nachmittags wurde der letzte Trunk Wasser gereicht. Als wir den letzten Becher empfingen, griff fast jeder mit krampfhaften Fingern zu. Sogar der Leutnant konnte sich des etwas gierigen Zugreifens nicht enthalten.

Der Abend trat ein und ich hoffte, der Feind werde unter dem Schutze der Nacht davonziehen, aber ich hatte falsch kalkuliert. Der Feind kannte unsere Stärke, aber wohl auch unsere Schwäche und mit dem Verdursten wollte er uns bezwingen. Das Schießen hörte auch am Abend noch nicht gänzlich auf und zuweilen pfiff noch eine Kugel über die Köpfe weg.

Ich erhielt Befehl, frische Munition mit einigen Mannschaften zu holen. Der Arzt arbeitete immer noch bei spärlichem Lichte und aus dem Dunkel ertönte ein Stöhnen und Flehen. Ich bat mir schnell meine Patronen aus. Was waren da schon für Kisten geleert. Ich erfuhr, daß schon weit über die Hälfte der Munition verbraucht sei.

Des Nachts gab es keine Ruhe. Die Offiziere hatten

Digitized by Google

sich schon am Tage das vor uns liegende Gelände genau angesehen und am Spätabend krochen sie noch weiter vor und kundschafteten es nach Deckung aus. Auch wir mußten vor, um uns etwas zu verschanzen. Keine Ruhe und nichts zu essen und zu trinken. Als wir dann Ruhe hatten, froren wir und unser Magen begann zu knurren. Kaum begann der Tag zu grauen, wir lagen schon fest in unseren Stellungen, da ging das Schießen wieder los und das Gefecht entbrannte von neuem mit ungeahnter Heftigkeit. Der Feind sah jetzt unser nächtliches Vorgehen und schoß nun rasend auf uns ein. So lang hatte noch kein Gefecht gewährt und als auch in den frühen Morgenstunden der Feind noch nicht zum Weichen gebracht werden konnte, überkam uns doch eine gewisse Bangigkeit. Denn nicht allein die feindlichen Kugeln, sondern auch die Sonne forderte jetzt ihre schweren Opfer. Schon in den ersten Morgenstunden wurde ein vom Hitzschlag getroffener Reiter zum Verbandsplatz geschleift. Wie wir hernach erfuhren, waren auch von den anderen Kompagnien etliche Mann vom Hitzschlag getroffen. Immer quälender wurde der Durst bei dieser gräßlichen Hitze und nicht ein einziger Tropfen Wasser stand uns zur Verfügung. Mir klebte fast die Zunge am Gaumen und das Schlucken tat mir wehe. Unsere Mannschaften lagen still und ruhig da, ohne auch nur einen Ton des Unwillens laut werden zu lassen. Sobald sie einen Schwarzen auftauchen sahen, schossen sie wohl etwas lebhafter, doch sonst gaben sie nur vereinzelte wohlgezielte Schüsse ab. Der Feind zielte aber gleichfalls gut. Unserem Leutnant war der Hut vom Kopfe geschossen worden. Ein Reiter sprang aus seiner sicheren Deckung heraus und reichte dem Leutnant seinen Hut, doch der Leutnant verweigerte, ihn anzunehmen. Eine halbe Stunde später mußte er ihn doch aufsetzen,

Digitized by Google

denn — es ist nämlich kein Spaß, hier sich barhäuptig den glühenden Sonnenstrahlen auszusetzen — er wäre beinahe schlapp geworden. Damit unser Reiter nun auch nicht darunter litt, wechselten die nächsten in unserem Zuge mit den Hüten, so daß immer nur eine kurze Zeit einer ohne Hut war.

Die Schwarzen schossen immer wilder, sie ließen nicht nach und bei uns waren schon wieder einige Verwundete zu verzeichnen. Wer noch selbst zurückkriechen konnte, tat es und schleppte sich nach dem Verbandplatze hin. Schwer Verwundete mußten leider in der Schützenlinie liegen gelassen werden, denn es war nicht ratsam, sein Leben bei so einem Transport zu riskieren. Ich wurde wieder mit einem Manne zur Kolonne geschickt, Patronen zu holen. Der Kolonnenführer machte ein gar ernstes Gesicht, denn eben wurden die letzten Munitionskisten vom Gepäckwagen genommen. Das war demnach eine schlimme Lage, in der wir uns befanden. Munitionsmangel vor einem sechsfach überlegenen Feinde! Großer Gott, was sollte aus uns werden? Die Geschützmunition begann gleichfalls auszugehen und ich brauchte mich daher nicht zu wundern, warum nur höchst selten jetzt ein Geschütz noch feuerte.

„Das eine Geschütz bei der 5. Kompagnie hat nur noch zwei Mann zur Bedienung. Die anderen sind alle gefallen!" sagte mir ein Kamerad. Während uns noch die Patronen abgezählt wurden, kam vom Major Meister der Befehl: „Alle entbehrlichen Pferdehalter sollen sich in die Lücken der 5. Kompagnie einschieben!" Zehn Mann gingen sofort zu der Kompagnie ab, die so große Verluste gehabt hatte und jetzt abermals mit ungeahnter Heftigkeit beschossen wurde.

Ich kam wieder in die Schützenlinie, natürlich nicht ohne heftig beschossen zu werden. Ich warf den Mann-

Digitized by Google

schaften die Patronen zu und legte mich dann wieder still hinter meine Deckung. Diese furchtbare drückende Hitze! Die Sonnenstrahlen prallten schrecklich auf uns nieder. Während meiner Abwesenheit war links von mir ein Reiter verwundet worden. Der arme Kerl jammerte entsetzlich, er lag auf dem Rücken, denn er hatte einen Bauchschuß erhalten und das Blut der Wunde klebte an seinem Rocke. Er rang mit den Händen und betete. Sein Gesicht war aschfahl geworden. Ein über das anderemal rief er: „Ach, du lieber Gott, hilf mir doch! Was soll ich denn nur anfangen! Wenn ich sterben soll, so mach's doch schnell mit mir! Mach's kurz! Gebt mir doch einmal Wasser! Ach, nur einen Schluck! gebt mir doch einmal zu trinken!" So ging es eine Weile in einem fort. Wie gern hätten wir ihm seinen Wunsch erfüllt, aber wir hatten ja selbst nicht einen einzigen Tropfen, unsere Zunge zu kühlen. Dann wurde er ein wenig stille, um bald darauf wieder anzufangen zu toben, zu singen und verwirrt zu sprechen. Es schüttelte ihn und er erwachte aus seinem Wahne und bot jetzt Unsummen für einen Trunk. Es ging mir zu Herzen und mich jammerte des armen Menschen. Ich wendete mein Gesicht von ihm, um stark zu bleiben. In seinem letzten lichten Augenblicke kam der Feldprediger Schmidt zu ihm — auch so ein treuer, lieber Mensch, lieber Freund, der in aufopferungsfähiger Weise sein Leibeswohl hintenansetzte und die Kugeln nicht scheute, um den Sterbenden und Verwundeten zu helfen — und gab ihm aus einer Feldflasche einen Schluck Wein, tröstete ihn und suchte ihn zu beruhigen. Seine Worte mußten auch wirklich die Schmerzen des armen verwundeten Soldaten gelindert haben, denn ich hörte es, wie er mit dem Prediger so herzlich von seiner Mutter und seinem Vater sprach. Es

Digitized by Google

dauerte aber nicht lange, so fing er wieder an zu wüten, schlug wild um sich, sprang auf und — eine gnädige Kugel der Hottentotten erlöste ihn von seinem Leiden. Er war tot.

Es war wieder 10 Uhr morgens geworden und noch immer lagen wir an derselben Stelle. Kein Weichen und Wanken des Feindes gab es. Auf Hilfe konnten wir nicht rechnen. Die Mannschaften lagen hinter ihren Gewehren und schossen nur selten, von der Artillerie hörte man fast gar nichts mehr. Der Durst wurde immer ärger und einzelne Mannschaften klagten entsetzlich. Den Pferdehaltern waren ein Teil der Pferde durchgegangen und sie waren nun bis in unsere Nähe gekommen. Natürlich klatschten und hagelten die Geschosse der Hottentotten auf sie nieder. Ein Mann, der fast wahnsinnig war vor Durst, stürzte jetzt auf eines der gestürzten Pferde und — die Feder sträubt sich fast, dies zu schreiben — fing das Blut auf und leckte es. Als das ein anderer sah, sprang auch er wie von einem Gedanken erhellt, hinzu, stieß einem anderen Pferde, das mit zerschmetterten Beinen dalag, das Seitengewehr in den Hals und fing das Blut in seinem Wasserbeutel auf. Sie haben's getrunken, aber mich schauderte es.

Die Schwarzen zogen sich einzeln wieder zur Düne herab. Als wir aber einige Zeit Schnellfeuer abgaben, gingen sie doch wieder zurück. Sie fürchteten uns noch. Die Vordersten vom Feinde, die sicher geborgen hinter ihren Klippen saßen, hörten wir ganz deutlich sprechen Ja, diese Kerls hatten unsere Lage wohl erkannt, denn fortwährend sahen jetzt während der Mittagszeit so schwarze Wollköpfe hinter ihren Felsen hervor, hielten uns Halbverdursteten die eigenen, wohlgefüllten Wassersäcke empor, höhnten uns und riefen: „Dutschmann sehr

Digitized by Google

durstig — gutes Wasser hier!" Dabei lachten sie und fletschten die Zähne. Unsere Leute ärgerten sich über die Kerle halb schwarz und ich selbst war voller Gift und Galle. Einen nahm ich mir denn auch aufs Korn und wie er so höhnte und mit dem Wasserbeutel winkte, saß ihm denn auch eine Kugel im Kopfe. Der Wasserbeutel fiel ihm herab und sein Inhalt ergoß sich auf die Klippen.

Ich lag wieder still, als rechts von mir einige Leute schimpften und riefen: „Leg' Dich doch hin Mensch, Du wirst ja erschossen!" Ein Mann stand da, hochaufgerichtet, fuchtelte mit seinen Armen in der Luft herum, winkte und schüttelte mit dem Kopfe und ich merkte, daß er vor Durst und Erschöpfung wahnsinnig geworden war. Schon pfiffen die Kugeln um ihn herum und auch ich rief ihm scharf zu: „Leg' Dich nieder!" Er bückte sich, griff nach seinem am Boden liegenden Gewehre, stand wieder auf und rannte im Delirium zum Feinde hin. 30 Schritte vor uns stürzte er nieder, zuckte noch einmal im letzten Krampfe zusammen und dann lag er still. Ein mörderisches Feuer war auf ihn abgegeben worden. Oberleutnant von Bokelberg und noch verschiedene Reiter sind gleichfalls auf diese Weise ums Leben gekommen. Es mochte gegen Mittag sein, als ich mit meinem Leutnant, der eben von Major Meister gekommen war, einige Worte wechseln konnte. Der Leutnant machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte, daß bis jetzt 3 Offiziere und 15 Mann tot seien. Ich erfuhr dann, daß Major Meister gegen Versprechung von sehr reichen Geschenken Eingeborene bewogen hatte, im Flußtal rückwärts nach Wasser zu suchen. Wir selbst konnten ja keins suchen, denn in der Schützenlinie war jedes Gewehr nötig. „Geduldigt Euch nur, wir werden schon Wasser bekommen!" rief ich den Leuten zu. Mir

Digitized by Google

war es aber jetzt auch schrecklich zumute. Ich wurde unruhig, ich fing an zu gähnen und es wurde mir ganz schwach. Es kam eine unerklärliche Angst über mich. Ich konnte mein Gewehr nicht an die Backe bringen und kraftlos und schwer lagen meine Glieder da. Mir wurde es schwarz vor Augen und bald darauf wurde ich schwindlig, bekam Ohrensausen und dann bin ich in eine schwere Ohnmacht verfallen. Als ich erwachte, wahrscheinlich von dem Knall von meines Nachbars Schuß, wußte ich nicht, ob ich Stunden oder Minuten bewußtlos gelegen hatte. Ich sah mich um, aber da lag die Mannschaft noch unbeweglich da, keiner sprach ein Wort, bei den meisten lag der Kopf auf den Händen. Unsere Widerstandskraft schien völlig gebrochen zu sein. Hätten die Hottentotten jetzt einen Sturmangriff gemacht, die meisten Leute von uns wären wahrscheinlich liegen geblieben, ohne sich zu verteidigen. Ich muckte mich nochmals auf, legte mir mein Taschentuch auf den Nacken, um mich so noch mehr vor den Sonnenstrahlen zu schützen, nahm alle Kraft zusammen und brachte es denn auch noch so weit, daß ich einen Schuß abgeben konnte. Wie wenig wurde jetzt geschossen!

Da endlich, in der höchsten Not nahte Rettung. Hinter der nächsten Deckung kauerte ein Pferdehalter und rief den Leutnant. Der arme Kerl konnte nicht mehr, aber als er das Wort Wasser hörte, kroch er doch eiligst hin. Es war den auf die Wassersuche gesandten Eingeborenen doch geglückt, etwa 1 1/2 Stunden rückwärts unweit Witkrans, eine Rinne angestauten Regenwassers zu finden. Sie hatten nun den mitgesandten Wasserwagen gefüllt und eiligst zur Truppe gebracht. Gott hatte unser stilles Gebet und unser heißes Flehen erhört. Ich brauche Dir es wohl nicht zu schildern, wie mir der erste

Digitized by Google

Schluck von diesem lehmigen, wohl auch übelriechenden Wasser schmeckte. Dieses Labsal, bis in die Fingerspitze pürte ich diese Erquickung. Jeder Mann bekam einen Becher voll. Noch nie habe ich so langsam, so genießend getrunken als dort im Auobtale. Jeden Tropfen genoß ich. Uns allen kehrte der Mut und die Kraft wieder; wir reckten und streckten uns und bald waren wir wieder die Alten. Jetzt hätten schon die Schwarzen kommen können, sie hätten wenigstens keinen vor Erschöpfung willenslosen Gegner gefunden.

Da passierte übrigens ein netter Spaß. Der Offizier rief den Mannschaften zu, daß sie hinter der Deckung das so heiß ersehnte Wasser trinken könnten. Ein Mann, obwohl selbst halb verschmachtet, erkannte die Stimme seines Leutnants nicht mehr und hielt einen seiner Kameraden für den Sprecher, rief ganz unwillig: „Aber Mensch, bist Du denn verrückt, wir dürfen doch unsere Stellung nicht verlassen!“ Als er dann vom Trinken in die Schützenlinie zurückkroch, sprach er: „Na, nun kann's wieder mit frischen Kräften losgehen!“ Aber die Sonne schien unbarmherzig auf uns nieder. Nachmittags um 4 Uhr war schon wieder kein Tropfen Wasser mehr da. Die Erschlaffung der Mannschaften war jetzt noch viel schlimmer, als vor dem Wassertrinken. Die meisten von uns lagen teilnahmslos neben ihren Gewehren.

Der Feind wurde immer kecker und zog sich immer weiter auf die Düne herab und schüttete ein mörderisches Feuer über uns aus.

Gegen Abend erhielten wir eine Nachricht, die uns völlig niederschmetterte. Major Meister bekam die Meldung, daß 243 Hottentotten, davon 121 beritten und 122 zu Fuß, im Rücken der Kolonne das Flußtal von Westen nach Osten gekreuzt hätten. Demnach war es

Digitized by Google

klar, daß der Feind uns im Rücken angreifen wollte und nur den günstigen und geeigneten Moment für den Angriff abwartete. Ich war gerade bei der Kolonne und bekam die allerletzten 20 Stück Patronen, als die Meldung eintraf. Ich sehe noch jetzt den Major. Ruhig hielt er dort, keine Wimper zuckte. Sein Gesicht war ernst, aber keine Muskel zeigte eine Unruhe. Seine Augenbrauen, unter denen hervor ein paar willensstarke, mutige und entschlossene Augen blitzten, zogen sich zu einem einzigen Streifen zusammen. Eine furchtbare Entschlossenheit lag in seinen Zügen. Major Meister mochte wohl überlegen, wie dem abzuhelfen sei, doch was sollte er tun? Nicht einen einzigen Mann durfte er aus der Schützenlinie ziehen, wenn er nicht unnützerweise den Gegner zum Angriff in der Front ermuntern wollte. Wir mußten einfach warten mit Handeln, bis der Feind mit Verderben über uns hereinbrach. Ich glaubte, der Feind würde den Angriff im Rücken noch am Abend wagen und — glaub' es mir — eine große Festigkeit bemächtigte sich meiner. Hier handelte es sich nur um den Tod und diesen erwartete ich mit Standhaftigkeit, ja Trotz. Freilich, als ich so in der Schützenlinie lag, überdachte ich doch etwas mein Leben. Es war mir klar, lebendig kamen wir nicht aus diesem Hexenkessel heraus. Nur der Mut der Verzweiflung hielt uns ja so wie so hier nur noch aufrecht.

Die Nacht brach herein und noch immer waren wir über den Verbleib des Feindes im Rücken im Ungewissen. Den spärlichen Tau von unseren Kleidern und den vor uns liegenden Steinen schlürften wir begierig auf. Kein Wort sprachen wir während der Nacht, denn wir waren jetzt — seit drei Tagen ohne jeden Bissen Nahrung — vollständig kraftlos. Gegen Morgen — wir konnten noch nichts sehen — hörten wir in den Schanzen des Gegners

Digitized by Google

heftiges Schimpfen und Schreien. Mir kam es vor, als hörte ich Schläge niedersausen. Unzweifelhaft, die Kapitäne prügelten ihre Krieger. Wir waren so erschöpft, daß wir darüber gar nicht lachen konnten. Als der Tag dämmerte, sahen wir die Düne von der Besatzung verlassen. Gleich darauf bekamen wir auch die Nachricht, daß eine dorthin entsandte Patrouille die Flucht von einigen hundert Reitern gemeldet habe. Wir atmeten wieder auf und die Offiziere schöpften wohl auch etwas Hoffnung. Doch — wie um unsere Hoffnung zu vernichten — sandte uns jetzt der Feind einen heftigen Kugelregen. Seit 5 Uhr war es mir immer, als hörte ich fernen Kanonendonner. Ich glaubte erst an eine Sinnestäuschung und machte mich schon wieder auf Ohnmachtsanfälle gefaßt, doch immer wieder hörte ich diese fernen dumpfen Laute. Ich machte dem Leutnant meine Meldung, doch vor lauter Mattigkeit hörte er gar nicht mehr darauf. Wie ein sterbensmüder Mann winkte er mit der Hand.

Wie weit mochte wohl dieser Kanonendonner entfernt sein? Wer sorgsam aufmerkte, konnte bei dem Feinde jetzt doch eine merkwürdige Bewegung sehen, die wir uns hernach — nachdem wir das Lager erstürmt hatten — auch zu deuten wußten. Der Kanonendonner wurde immer stärker. Als dem Major Meister davon Meldung gemacht worden war und er sich selbst davon überzeugen konnte, daß wir Hilfe bekamen, befahl er die Offiziere zu sich hinter die Front. Ach, du lieber Gott, wie sahen die Herren aus! Mein Leutnant konnte absolut nicht von der Stelle, kein Glied konnte er rühren und so mußte ich mit ihm gehen und ihn unterstützen. Als wir zum Major kamen, brachten zwei Mann den Leutnant Grüner getragen und vier Mann den Leutnant Zwicke. Als der letztere in die Nähe

Digitized by Google

des Majors kam, hörten wir ihn schon furchtbar laut sprechen. Die vier Mann mußten ihn halten, denn er wollte immer nach dem Revolver greifen und drohte jeden zu erschießen. Als er des Majors ansichtig wurde, schimpfte er: „Glauben Sie, ich bin feig? Ich erschieße Sie auf der Stelle! Laßt mich los! Ich will's dem Feind schon zeigen!" Dann schwatzte er noch das dümmste Zeug, so daß wir merkten, daß er im Wahne redete. Still und ernst hörte ihn der Major an, dann sagte er milden Tons: „Beruhigen Sie sich!" Als er sich dann an die andern Offiziere wendete, schwatzte delirend ein Reiter dazwischen, der den einen Offizier hielt. Jetzt stürzte auch der andere Leutnant zusammen, eine tiefe Ohnmacht hatte ihn überfallen. Er wurde sofort nach der Kolonne gebracht, in den Schatten eines Wagens gelegt, damit er sich erhole, denn gerade dieser Offizier sollte nachher den Sturmangriff führen.

Der Major ermahnte auch uns, die wir bei ihm standen, unsere Schuldigkeit zu tun. Wieder ging es auf den Mittag zu. Die Mannschaft konnte fast kein Glied mehr rühren und keiner sagte ein Wort. Du kannst Dir keine Vorstellung machen von der greulichen Stille, die in unseren Reihen herrschte. Die Hitze erdrückte selbst jeden Gedanken. Das Gefühl vollständiger Mattigkeit und Mutlosigkeit kam auch über mich. Zwar hörte ich jetzt wieder den Kanonendonner, er war bedeutend näher, doch ich hatte schon alle Hoffnung einer Errettung aufgegeben. Da ging es plötzlich wie ein Zurufen durch unsere Reihen. „Aufpassen! aufpassen!" hieß es. Was nicht doch so ein Zuruf vermag. Wir sahen nach dem Feinde, doch bei diesem war nichts zu bemerken. Ich hatte erbärmliche Kopfschmerzen und nun kam jetzt auch noch das klingende Singen in den Ohren hinzu.

Digitized by Google

„Schnellfeuer!“ tönte es durch die Reihen. Schnellfeuer, wir hatten ja nur noch ein paar Patronen! Ich hatte noch 10 Stück und gab einige davon meinen Nebenleuten. Die Artillerie setzte jetzt auch nochmals ein. Ich sah deutlich, wie die drei Artilleriegeschosse, die abgegeben wurden, vortrefflich saßen. Es schossen aber nur noch zwei Geschütze. Mein Leutnant rief mir zu: „Aufpassen!“ In den Kerl mit dem fahlen Gesichte und den brennenden Augen war, seit wir unsere letzten Patronen verschossen, wieder etwas Leben gekommen. Wir hatten noch keine 10 Minuten geschossen — es mochte gegen 11 Uhr sein — als das Signal kam: „Seitengewehr pflanzt auf!“ Wie Erlösung klang es in unseren Ohren, denn wir wußten, jetzt kamen wir vorwärts. Das ewige Stillliegen mußte einen erst recht verrückt machen. Was fragten wir jetzt danach, ob wir fielen oder verwundet würden! Trinken, trinken, trinken wollten wir. Unsern Durst löschen. Nur sich einmal satt trinken, nur dies eine wollten wir. Endlich, endlich: „Sprung auf! Marsch! marsch!“ Matt kam es von den verdursteten Lippen und nur mühsam erhoben sich die Leute und sprangen vor. Ein mörderisches Schnellfeuer schlug uns entgegen. Doch jetzt ging es vorwärts! Tod oder Verderben! Wie dünn waren unsere Reihen, wie waren sie gelichtet! Das war ja nicht die Hälfte mehr von unserer Truppe. Die feindlichen Geschosse rollten und knatterten immer stärker auf uns nieder, doch wir liefen und stürmten vorwärts. Hier und da fiel ein Reiter zu Boden. Noch einmal gingen wir in Deckung, die Entfernung war zu groß. Der Feind saß fest und schien uns zu erwarten. Kampf, Mann gegen Mann! Wir hatten keine Zeit, uns das zu überlegen! „Aufpassen!“ — Wie die Bajonette im Sonnenschein blitzten. Wir stürzten wieder vor, der Anblick des

Digitized by Google

Feindes gab uns förmlich Kraft und Mut! Nur immer vorwärts. Jetzt: „Hurra!“ „Hurra, Hurra!“ Noch ein paar Meter und wir waren im Handgemenge. Mit vorgestrecktem Gewehr und mit Hurra ging es jetzt hinein in den Feind! „Los, drauf! Hurra!“ Dieses heisere Siegesschreien! Es wurde immer stärker. „Hierher, in den Feind!“ „Drauf! Los!“ Noch einmal „Hurra“. Wie Wahnsinnige warfen wir uns dem Feinde entgegen. „Hurra!“ Er floh! „Hurra!“ Vor unseren Bajonetten flohen die Schwarzen jetzt laut schreiend und sich noch wild umsehend von dannen, nach dem Flußtale zu. Sie liefen, sich zu dunklen Massen vereinigend und wieder zerstreuend immer weiter, wir aber ihnen nach. Es war, als hätten wir neue Kräfte bekommen. Jetzt kamen auch die zwei Geschütze heran. Sie protzten ab! Bumm! O! Die Kugel saß! Noch eine! Prächtig! Wieder ein vortrefflicher Sitzer! Wie sie purzeln und auseinanderstoben. Wie sie flohen! Wir kamen ihnen gar nicht nach! „Halt! Feuer!“ Wir standen und schossen auf den abziehenden Feind, aber plötzlich verstummte das Feuer, nur noch einzelne „Piffs“ und „Paffs“.

„Schießen!“

„Wir haben keine Patronen mehr!“

Nicht eine einzige Patrone war mehr vorhanden. Infanterie und Artillerie hatte sich vollständig verschossen. Jetzt stürzten wir aber zur Wasserstelle und bei Gott, ich glaube, wie das liebe Vieh haben wir getrunken. Diese Erquickung! Kein Dichtermund kann sie schildern. Jetzt erst am dritten Tage konnten wir auch erst einige Nahrung zu uns nehmen. Die Freude über den Sieg ließ uns die Erschöpfung vergessen.

Aber wie mancher treue Kamerad war gefallen! Traurig! Wieder waren mir einige meiner besten Freunde

Digitized by Google

geraubt. Unsere Verluste betrugen etwa die Hälfte der Truppe, in die 80 Mann waren wir noch, die anderen alle tot oder schwer verwundet. Aber trotzdem er teuer erkauft war, es war doch ein herrlicher Sieg. Der starke überlegene Wille unseres Führers, der wahrhaftig den Namen „der Held im Auobtal" verdiente, hat den Hindernissen Trotz geboten und den Sieg an die deutsche Fahne gefesselt. Das dürfen wir Soldaten aber wohl auch von uns sagen, der Führer durfte sich auf uns, auf die kleine Schar verlassen und selten haben wohl Soldaten einen schwereren und entbehrungsreicheren Kampf ausgefochten, als diesen. Nur die nie versagende Treue und Hingebung der Mannschaften an ihre Führer hat uns diesen Sieg verschafft. Ich glaube, schwerer haben unsere Väter 1870/71 auch nicht gekämpft. Die Japaner — darüber wollen wir schweigen, ich will mir selbst keine Ruhmeskränze flechten. Ich glaube unserem Major, der da sagte: „In der Mandschurei kämpft und siegt es sich leichter!"

Doch unseren Sieg hatten wir nicht zum wenigsten dem Herrn Oberst Deimling zu verdanken, der durch unser Ausbleiben in Gochas beunruhigt, trotz der ermatteten Truppen ohne größere Erholungspause sofort am 5. Januar aufgebrochen war, um uns zu suchen und uns Hilfe zu bringen. Zur rechten Zeit hörten die Schwarzen, denen wir gegenüberstanden, seinen Kanonendonner und da die Wilden einen außerordentlichen Schrecken vor Deimling haben, so hatten auch gleich einige hundert Reiter die Flucht ergriffen. Wie durch Gefangenenaussagen festgestellt wurde, war der Feind, der sich am zweiten Tage hinter unserem Rücken befand, auch fliehende Hereros gewesen, die ebenfalls nur aus Furcht vor Deimling die Sache Hendrik Witbois verlassen und sich aus dem Staube

Digitized by Google

gemacht hatten. Oberst Deimling hat aber auch starke Kämpfe bei seinem Anmarsch gehabt. Nachdem er bei Harichas Hottentotten geschlagen, ist er dann längs des Auobtales aufwärts marschiert. Alle Versuche, durch Patrouillen oder durch den Lichtfernsprecher die Verbindung mit uns aufzunehmen, waren sowohl an diesem wie an den vorhergehenden Tagen ergebnislos geblieben. Man glaubte, der Feind habe sich mit vereinter Kraft auf uns gestürzt und uns eine Katastrophe bereitet. Ich hörte die Erzählung eines Offiziers von der Abteilung Ritter mit an. Sie hatte ungefähr folgenden Inhalt:

Am späten Nachmittag schienen sich die Zweifel lösen zu wollen. In weiter Ferne bemerkten wir große Staubwolken, die sich Auob abwärts uns entgegen bewegten; das mußte die Kolonne Meister sein und alles war wie von einem schweren Drucke befreit. Sofort wurden mehrere Patrouillen entsandt, um die Verbindung aufzunehmen. Aber wie groß war die Enttäuschung, als diese am späten Abend mit der Meldung zurückkehrten, daß diese Staubwolken von sehr starken, aus Norden heranrückenden Hottentottenbanden hergerührt hätten, die wenige Kilometer nördlich Zwartfontein lagerten. Anscheinend stand man jetzt den vereinten Hottentottenscharen gegenüber. Die schlimmsten Befürchtungen über euch wurden laut. Wir bezogen bei Zwartfontein ein Lager und verbrachten die Nacht in Gefechtsbereitschaft. Am frühen Morgen meldeten Patrouillen, daß der Feind von der Stelle, wo er am Abend zuvor gelagert hatte, verschwunden sei. Oberst Deimling kam die Sache verdächtig vor und er schickte vorsichtigerweise Leutnant Fürbringer von der Signalabteilung zur Aufklärung mit einer stärkeren Patrouille auf den westlichen Talrand. Diese war vielleicht fünf bis sechs Kilometer vorgeritten, als sie plötzlich sehr heftiges Feuer

Digitized by Google

von rechts, aus dem Buschgelände des nahen Flußtales und von links, von den etwa 1400 Meter entfernt liegenden Sanddünen erhielt. Die Patrouille verschwand sofort hinter eine in der Nähe befindliche schützende Düne. Leutnant Fürbringer erkannte sogleich die Situation: Hendrik hatte uns Deutschen eine Falle stellen wollen, bei dem weiteren Vormarsch auf dem westlichen Talrand sollte unsere Kolonne Deimling in einen Sack hineinfallen. Ein verhängnisvolles Schicksal drohte ihr und es war keine Minute zu verlieren. Schnell riß Leutnant Fürbringer aus seinem Meldeblock ein Blatt, auf das er nur vier Striche einzeichnete, rechts einen Strich: Auobtal, links einen Strich: „Düne", an jedem ein roter Buntstiftstrich; so schickte er es ab. Diese Meldung bot einen ganz vortrefflichen Anhalt für die Vorbereitungen zum Gefechte. Oberst Deimling ließ die Abteilung sofort: „linksum" machen und die Düne gewinnen. Auf dieser wurde die Abteilung entwickelt und sie eröffnete nun gegen die feindliche Dünenbesatzung auf etwa 400 Meter das Feuer. Der Feind war durch unser schnelles, unerwartetes Erscheinen auf der Düne, durch das ihm sein schön angelegter Plan vereitelt wurde, zwar anfänglich sehr bestürzt, er fand sich indes sehr schnell in die veränderte Lage, zog die Besatzung des Flußtales heran und besetzte mit großem Geschick eine neue Stellung in den Dünen mit der Front nach Süden. Hier leistete er zähen und energischen Widerstand. Oberst Deimling mußte nach und nach alle Kräfte einsetzen. Die Entscheidung fiel erst kurz vor Mittag auf unserem rechten Flügel. Das Feuer der Batterien war so wirksam gewesen, daß der feindliche linke Flügel bald nach 11 Uhr vormittags plötzlich seine Stellung räumte. Das schlechte Beispiel wirkte ansteckend; kurz darauf wich der Feind auf der ganzen Linie. Alles eilte über das Auob-

Digitized by Google

tal in östlicher Richtung durch das Dünengelände der öden, wasserlosen Kalahari entgegen. Die Abteilungen Lengerke und Ritter folgten sofort bis in die Dünen hinein.

Plötzlich bemerkte Hauptmann Kirchner, der Führer der Batterie, in einer Entfernung von 6000—7000 Meter eine lange feindliche Wagenkolonne, die unter starker Bedeckung aus nördlicher Richtung kommend, den östlichen Dünen zustrebte. Sofort ließ er seine Batterie auf einer nahen Düne von neuem auffahren und das Feuer dagegen eröffnen. Es gelang trotz der sehr großen Entfernung einige vortrefflich sitzende Granaten in die Wagenkolonne zu schicken und man konnte erkennen, wie die Bedeckungs- und Begleitmannschaften, ihre Wagen im Stich lassend, eiligst davonliefen. Eine wertvolle Beute war den Deutschen in die Hände gefallen: Der Feind hatte nicht weniger als 22 Ochsenwagen zurücklassen müssen, die allerlei Hab und Gut, Lebensmittel, Munition und Gewehre, sowie Pulver und Dynamit bargen, aber auch viel Wasser in Gefäßen und Häuten, um den Treck durch die wasserlose Kalahari zu erleichtern.

Nun will ich schließen, lieber Freund. Möge Dich der Brief gesund antreffen und Dir zeigen, daß ich auch in der schwersten Zeit, die ich bisher durchmachen mußte, Dein gedacht habe.

Sei vielmals gegrüßt von

Deinem treuen Freunde

Karl.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Wie Du an meinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte ſiehſt, bin auch ich nicht von den feindlichen Kugeln verſchont geblieben. Ich ſtand alſo nicht unter beſonderen Mächten, wie ſcherzweiſe der Leutnant ſagte: „Denn das weiß ja die ganze Welt, daß der Freund Karl einen Teufel aus der Hölle im Solde hält!“ Nein, ich kann ihm jetzt antworten: „Unter des Feindes Feuerblitzen ritt ich hin mit kühlem Blut. Durchlöchert von Kugeln war mein Hut, durch den Stiefel und Koller fuhren die Ballen, man ſah die deutlichen Spuren!“ Zwei Kugeln ließen freilich mehr als deutliche Spuren zurück, ſie ritzten mir doch etwas die Haut.

Ich bin auf einem Patrouillenritt verwundet worden. Die eine Kugel ſtreifte mir die linke Wange und nahm ein klein Stückchen Ohr mit, die andere Kugel traf meinen linken Oberarm; es war ein Fleiſchſchuß, der aber auch etwas den Knochen lädiert hat. Nun gehe ich hier mit einem blendendweiß verwickelten Kopf und mit dem Arm in der Binde herum und langweile mich.

Digitized by Google

Wo ich die Verwundung erhalten? Nach dem starken Gefechte bei Groß-Nabas, bei dem unsere Abteilung so stark gelichtet worden war, hatten wir eigentlich keinen Tag, an dem wir nicht mit dem Feinde Schüsse gewechselt hätten. Die Kämpfe und die Niederlagen des Feindes im Januar konnten wir aber trotzdem nicht so ausnutzen, wie es wünschenswert gewesen wäre, denn unsere Verpflegung war überaus schwierig, oft mußten wir tagelang auf die Kolonnen warten und auch der Mangel an Wasser machte sich immer schmerzlicher geltend. Dazu kam, daß auch unsere Tiere unter den Strapazen und Entbehrungen sehr litten und eingingen. Wir hatten nicht minder zu leiden.

Die Hottentotten tauchten bald hier, bald dort auf, überfielen die Proviantkolonnen, die nicht genügend geschützt waren und führten den Kleinkrieg in ganz vorzüglicher Weise durch; doch wir standen ihnen noch unseren Mann. Die Patrouillenritte, die sich nach dem kleinen Naffob zu erstreckten, wo der Feind denn auch saß, waren immer oft schwierig. Dir dieselben zu schildern, will ich mir und Dir ersparen, denn sie waren nichts weniger denn interessant. Auf einem solchen Patrouillenritte, bei dem wir den Feind bald ins Garn gegangen wären, traf mich denn auch des Feindes Blei. Wir wären unrettbar verloren gewesen — wir waren in eine Sackgasse eingeritten — wenn wir nicht schnell die Flucht ergriffen hätten. Gleich beim ersten Feuer, wir wurden rechts und links von Anhöhen aus beschossen, erhielt ich den Streifschuß im Gesicht. Da wir gegen den starken Feind nichts ausrichten konnten und wir den äußersten besetzten Punkt festgestellt hatten, machten wir Kehrt und suchten das Weite zu gewinnen. Doch jetzt wurde uns ein fürchterliches Feuer nachgesandt. Plötzlich fühlte ich einen

Digitized by Google

schweren Schlag am linken Oberarm, der auch gleich gelähmt am Körper hing. „Getroffen!“ dachte ich, doch ich spornte meinen Gaul an, um aus dem Bereiche der Geschosse zu kommen. Jetzt zuckte mein Pferd zusammen, es war auch getroffen, doch es jagte noch weiter. Vor mir sprengten meine Mannschaften und trotz des Galopps sahen wir während der kurzen Zeit unseres Rittes rechts und links von uns, wie die Kugeln den Staub aufwirbelten. Endlich waren wir gerettet und jetzt erst sah ich nach meinem blutgetränkten Ärmel. Meine Mannschaft war mir behilflich, einen Notverband anzulegen. Mein Gesicht muß fürchterlich ausgesehen haben, denn die Backen waren über und über mit Blut bedeckt und selbst von den Spitzen des Vollbartes tropfte es auf meinen Waffenrock herab. Der Streifschuß im Gesicht schmerzte, der Armschuß dagegen machte sich noch nicht so bemerkbar. Außer mir war nur noch ein Reiter leicht verwundet worden. Mein Pferd war auf dem rechten Hinterbeine getroffen, konnte aber noch ganz gut vorwärtskommen. Im Weiterreiten stellten sich jetzt bei mir starke Schmerzen ein, die immer heftiger wurden. Ich biß die Zähne zusammen, doch als wir nach einem Ritte von 2 Stunden bei der Truppe ankamen, war ich vollständig matt, man mußte mich vom Pferde heben. Ich hatte starken Blutverlust gehabt. Die Ärzte untersuchten mich sofort, reinigten die Wunden und am andern Tage kam ich, da gerade eine Kolonne abging, hierher ins Lazarett. Auch hier wurde die Wunde eingehend untersucht, der alte Verband entfernt, das schwarze Blut von den Wundrändern gewaschen, frische Jodoformgaze auf die Wunde gelegt und bald hüllten Mullbinden den linken Oberarm in ein blendendes Weiß ein. Das Weiß kam mir ganz komisch vor, denn lange, lange Zeit hatte ich ja nichts Reines an

Digitized by Google

mich bekommen. Die ersten 8 Tage hatte ich starkes Fieber und mußte daher im Bette liegen.

So ein Feldlazarett ist übrigens auch ganz interessant zu sehen. In einem großen langen und hohen Zelte stehen in langen Reihen die Betten da, die jetzt alle belegt sind. Neben meinem Bette stand eine Kiste als Tischchen. Rechts von mir liegt ein Mann, der einen Knochenschuß durch das Schienbein erhalten hat. Links von mir lag in den ersten Tagen ein Unteroffizier, an einem Brustschuß schwer verwundet darnieder. Fahlen Gesichtes und mit fiebernden Augen lag er da und stöhnte. Zwei Tage darauf trug man ihn hinaus. Die Kunst der Ärzte hatte bei ihm versagt. Neben ihm lag ein Kranker, der eine große Wunde in der Brust hatte; auch sein Rückenmark war verletzt. Der Tod seines Nachbars hatte ihn furchtbar aufgeregt. Er verlangte nach dem Geistlichen, da er glaubte, sterben zu müssen. „Ich möchte das heilige Abendmahl nehmen!" Sein Wunsch war ihm willfahrt worden, doch er lebt noch und wird auch davonkommen.

In dem Bette des verstorbenen Unteroffiziers liegt jetzt einer, der Lust und Freude in das Lazarett gebracht hat. Er hat einen Schuß im Bein und muß still liegen. Trotzdem er Schmerzen hat, reißt er doch die tollsten Witze.

Frühmorgens um 8 Uhr kommt gewöhnlich der Stabsarzt. Vorher haben Lazarettgehilfen die auf dem Instrumententische liegenden Instrumente, Messer, Zangen, Scheren usw. gekocht, Binden und Bandagen zurechtgelegt. Gleich nach seinem Eintritt wäscht sich der Arzt $^1/_4$ Stunde lang die Hände. Im weißen Arbeitskittel geht er dann zu jedem Kranken, fragt: „Wie geht's?" usw. Er läßt sich die Krankheitsgeschichte erzählen, sieht die

Digitized by Google

Wunden nach, verbindet frisch usw. Bald verbreitet sich durch das ganze Zelt der scharfe Jodoformgeruch.

Im allgemeinen macht die Heilung meiner Wunde gute Fortschritte. Meine Armwunde ließ sich anfangs allerdings nicht gut an, sie wollte absolut nicht heilen und war schrecklich anzusehen. Der Stationsarzt räsonierte, daß ich wahrscheinlich meinen Arm zu viel bewege, doch es war nicht der Fall. Jetzt ist die Wunde in tadelloser Verfassung. Ich brauche auch nicht mehr im Bette zu liegen und kann mich außerhalb des Lazaretts mäßig bewegen. Es ist gut, daß ich am Tage von dem Lazarettaufenthalt befreit bin, denn der Schweißgeruch und der Geruch des Blutes und der eiternden Geschwüre und Wunden ist nicht angenehm; auch das Stöhnen und Jammern bekommt man satt. Ja, lieber Freund, es liegen arme Kerls da hier herum.

Als ich noch im Bett liegen mußte, war es mir besonders unangenehm, wenn ein Kranker hinter die spanische Wand gebracht wurde, die in unserer Nähe stand. Der Raum hinter der Wand stellte nämlich den Operationssaal vor. War der Arzt hinter dieselbe verschwunden, nachdem vorher der Verwundete dahin gebracht worden war, konnten wir dann bald das Zählen hören, das immer schwächer und verworrener wurde, bis es zuletzt verstummt war. Der Kranke lag in der Narkose und an dem Klirren der Instrumente hörten wir den operativen Eingriff.

Zur Nachtzeit werden die Schmerzen der Kranken immer stärker und manche reden im Fieberwahn. Einstmals sprang des Nachts ein verwundeter Leutnant aus dem Bette auf und mit weit offenen, fieberhaft glänzenden Augen rief er dem Wärter zu: „Laß mich doch los, ich muß doch meinen Zug führen! Ich muß den Schwarzen noch Verluste beibringen!“ Nur mit Mühe und Not

Digitized by Google

konnte er wieder ins Bett gebracht werden. Dieses Ächzen und Stöhnen des Nachts und die dumpfe schwere Luft empfinde ich immer furchtbar.

Der Tod eines meiner Kameraden hat mich tief ergriffen. Er hatte einen Armschuß erhalten; die Wunde wurde alle Tage schlimmer. Der Arzt riet zur Abnahme des Armes, doch er weigerte sich. Als es zu spät war, entschloß er sich dann dazu. Nachdem der Arzt am Morgen wegen Herzschwäche die Narkose nicht gewagt hatte, war es nachmittags so weit, die Operation zu vollbringen. Ich ging nochmals zu ihm hin und fragte ihn nach seinen Wünschen. Er sah blaß aus und blickte mich mit seinen großen blauen Augen fast hilfeflehend, doch ergeben und gefaßt an. Ich drückte ihm die Hand, zum letztenmal, denn als ich nach $^1/_2$ Stunde in das Lazarett zurückkam, trugen sie ihn eben tot hinaus. Er war in der Narkose sanft hinübergeschlummert. Das sind traurige Erlebnisse, lieber Freund, und ich werde, so gut wir es hier im Essen und in der Pflege auch haben, sobald ich nur entlassen werden kann, wieder zur Feldtruppe gehen. In unserer Freizeit — wir haben ja eigentlich immer Freizeit, nur nicht, wenn der Arzt kommt und die Wunden nachsieht — lesen und spielen wir. Zwickmühle, Dame, Würfel und mitunter auch Skat. An Büchern zum Lesen fehlt es hier noch sehr und die deutschen Brüder und Schwestern würden sich ein Verdienst erwerben, wenn sie Bücher hierher senden würden.

Für diesmal will ich schließen. Wenn der Brief in Deinen Händen sein wird, bin ich wahrscheinlich wieder bei der Truppe.

Sei vielmals gegrüßt von

Deinem treuen Freunde

Karl.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Ich bin seit acht Wochen wieder bei der Truppe und habe auch schon mancherlei erlebt, was Dich interessieren wird. Selbstverständlich kam ich sofort wieder in das Feld und wurde nicht auf eine Station kommandiert, wo man versauern kann. Man ist doch gleich ein ganz anderer Mensch, wenn man wieder in Reih' und Glied dahin reitet.

Im Lazarett war es mir zuletzt recht langweilig geworden. Die einzige angenehme Abwechselung bildete in dem Orte, in dem unser Feldlazarett lag, der Durchmarsch der Proviant- und Munitionskolonnen. Sehnsüchtig schaute ich immer ihrem Zuge nach. Endlich bekam ich Befehl, mit einer solchen Proviantkolonne wieder zu meiner Truppe zurückzukehren. Ich bin nun wieder bei meiner Kompagnie und die alten Kameraden — die Kompagnie hatte kaum Ersatz bekommen — freuten sich herzlich über mein Wiederkommen, am meisten wohl der Leutnant. Viel Plage und Ärger hatten sie wohl alle während meiner Abwesenheit gehabt, doch etwas Bedeutendes, ein größeres Gefecht oder dergleichen hatte die Kompagnie nicht erlebt.

Digitized by Google

Raſt einer Kolonne.

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Digitized by Google

Interessant war mir die Reise mit der Kolonne, die aus fünf Wagen bestand. Guten Muts zogen wir unsern Weg dahin; zwar ist es oft schwierig, die Spuren zu erkennen, die die letzten des Weges gegangenen Wagen gezogen hatten, doch wir suchten möglichst rasch vorwärts zu kommen. Ordentlich gebahnte Wege gibt es ja nicht und so war es kein Wunder, daß wir bald steile Höhen, bald tiefe Schluchten zu passieren hatten. Wie würde wohl ein deutscher Fuhrmann schimpfen, wenn seine Pferde auf solchen miserablen Wegen so schwere Lasten ziehen sollten; doch unsere Ochsen verlieren nie ihre Rindviehgeduld. Sie troddeln ihren Weg über die fest im Boden sitzenden Felsstücke und über Geröll dahin und sind zufrieden, wenn sie nur regelmäßig ihr Futter und ihr Trinken bekommen. Das Landschaftsbild bot uns nichts Neues und Unbekanntes. Busch und Grassteppen wechselten mit dem wilden Gewirr nackter, nur zuweilen mit Gras bedeckter Berge ab. Ich hatte als Kranker noch Schonung, durfte mich daher unterwegs in den Schatten der Wagen drücken, während die anderen Mannschaften, soweit sie nicht bei den Wagen nötig waren, einige hundert Meter vor den Wagen reiten mußten. Gleich in den ersten Tagen unserer Fahrt hatten wir ein interessantes Jagderlebnis. Ich war zufällig vorn an der Spitze und wir unterhielten uns über mancherlei Dinge, als wir ein eigentümliches Geheul vernahmen, das immer näher auf uns zukam. Plötzlich kamen denn auch mit einem schrecklichen Gebell und Geheul ein Rudel wilder Hunde auf uns zu. Wir saßen ab und schickten ihnen ein paar Schüsse entgegen, so daß einige Tiere getötet wurden. Die andern aber zerstreuten sich darauf in alle Winde. Ein Spaß war es auch, als wir unterwegs einen kleinen Wald passierten und einige Affen zur Strecke bringen konnten.

Digitized by Google

Zwei junge Äffchen fingen wir, banden sie fest und setzten sie auf den vordersten Munitionswagen. Wie Spielersleute nach dem Jahrmarkte, so zogen wir jetzt dahin. In demselben Walde brachten wir auch einen Springbock zur Strecke. Sein Fleisch hat uns am Abend vortrefflich gemundet. Die Abende während der Kolonnenfahrt waren immer sehr schön, fast erquickend. Wenn der Führer ein günstiges Plätzchen zu haben glaubte, wurde auf der weiten Grassteppe Halt gemacht. Die Zugochsen wurden abgeschirrt, die Pferde abgesattelt und es währte gar nicht lange, so begannen sich schon die Tiere niederzulegen. Das Happen und Schnaufen und Schnurpsen der Tiere bei ihrem Fressen stimmte ordentlich behaglich. Die Leute beeilten sich und zündeten nicht weit von den aufgefahrenen Wagen das Feuer an, das von rasch aufgesammeltem und immer vorhandenem Viehdünger zur hellen Flamme geschürt wurde. Um das Feuer gruppierten sich dann die Mannschaften, verzehrten ihr Mahl und erzählten sich. Wunderbar ist hier in Afrika der Sternenhimmel anzusehen. Mag es nun sein, daß man ihn hier auf weiter, weiter Fläche betrachtet, während man ihn zu Hause in Deutschland meistens vom Fenster aus ansieht, aber das Licht der Sterne scheint hier trotzdem heller und glänzender zu sein.

Nicht lange währte aber dieses Lager, dann holte sich bald dieser eine Decke, bald jener und allmählich schnarchte denn auch alles um das Lagerfeuer herum bis auf den Posten. Einmal hatten wir unterwegs auch Pech. Der Wagenführer hatte nicht aufgepaßt und war einer falschen Spur gefolgt. Plötzlich, als wir nicht weiter vorwärts konnten und wieder rückwärts mußten, stürzte uns auf einmal ein Wagen einen ziemlich tiefen Abhang hinab. Mißmutig und verstimmt machten wir uns an die Arbeit,

Digitized by Google

die Trümmer zusammenzulesen. Doch es ging noch. Es war nur ein Rad zerbrochen. Nach Verlauf von zwei Stunden war es wieder geflickt. Es ging zwar langsam vorwärts, doch endlich kamen wir an. Trotzdem mir dieser Transport in seinem gemächlichen Fortkommen gefallen hat, war ich aber doch froh, daß ich wieder bei der Truppe sein konnte.

An einem folgenden Tage, gleich nach meiner Ankunft, brachte eine Patrouille einen Transport von 75 Hottentotten an, die sich mit weißer Flagge gezeigt und sich ergeben wollten. Sie hatten nämlich von der Proklamation gehört, die General v. Trotha erlassen hatte. Der Wortlaut war folgender:

An die kriegführenden Namaquastämme!

Der große und mächtige deutsche Kaiser wird gegen das Namaquavolk nachsichtig sein und hat befohlen, daß das Leben derer, die sich ergeben, geschont werde. Nur die, welche beim Beginn des Krieges Morde begingen und die anderen befahlen, Morde zu begehen, haben sich gesetzmäßig des Todes schuldig gemacht. Dies mache ich Euch bekannt, sowie ferner, daß es denen, die sich nicht ergeben, ebenso ergehen wird, wie den Hererostämmen, die auch in ihrer Blindheit glaubten, sie könnten einen großen und mächtigen deutschen Kaiser und ein großes Volk erfolgreich bekriegen. Ich frage Euch: wo ist das Hererovolk, wo ist der Häuptling Samuel Maharero heute, der Tausende Stück Rindvieh besaß? Er ist wie ein wildes Tier über die englische Grenze geflohen, er ist so arm geworden wie der ärmste Veldherero und besitzt nichts. Und so erging es allen anderen Häuptlingen, die Weiße ermordet hatten. Einige verhungerten auf dem Sandveld, andere wurden von deutschen Truppen getötet, andere von Ovambos er-

Digitized by Google

mordet und nicht anders wird es den Namaquastämmen ergehen, falls sie sich nicht ergeben und ihre Waffen niederlegen. Ihr müßt mit der weißen Flagge mit all Eurem Gefolge kommen, dann wird Euch nichts geschehen. Ihr werdet Beschäftigung und Nahrung bis zum Ende des Krieges erhalten, worauf der große Kaiser eine neue Verwaltung des Landes in Frieden einrichten wird. Falls jemand glaubt, daß ihm nach dieser Ankündigung nicht Milde erwiesen werde, soll er lieber das Land verlassen, denn wenn er wieder auf deutschem Gebiete gesehen wird, wird er erschossen werden und so werden alle Rebellen ausgerottet werden. Für die Auslieferung, ob tot oder lebendig, der folgenden Personen, werden folgende Preise ausgesetzt: für Hendrik Witboi 250 Pfund oder 5000 Mark, für den falschen Propheten Sturmann Scheppert 150 Pfund oder 3000 Mark, für Kornelius Frederik 100 Pfund oder 2000 Mark, für alle anderen schuldigen Personen 50 Pfund oder 1000 Mark."

Die ersten Patrouillenritte, die ich zu unternehmen hatte, verliefen meistens resultatlos. Die Hottentotten schienen die deutschen Waffen zu scheuen, denn nirgends waren sie mehr anzutreffen. Doch da traf eines Tages die Meldung ein, daß Spuren der Hottentotten in östlicher und nordöstlicher Richtung von uns beobachtet worden seien. Sofort wurden wir unter Führung eines Leutnants dorthin entsandt. 31 Reiter zählte unsere Schar. Ich mußte wieder die Spitze führen, während der Rest der Reiter „Zu zweien rechts brecht ab!" ritt. Ich pfiff leise mir ein Liedchen weg. An den Feind war heute nicht zu denken, wer wußte, wohin dieser schon wieder war. Erst vorgestern war ich ja eine gute Strecke desselben Weges geritten. Abwechselnd, bald im Schritt, bald

Digitized by Google

im Trab ging es vorwärts. Die Morgenkühle mußte ausgenutzt werden. Inzwischen stieg die Sonne höher und höher und schier erdrückend brannten ihre sengenden, fast senkrechten Strahlen hernieder. Die zwei Bastards, die bei der Spitze waren, spürten und spürten, fanden aber nichts. Ich hatte eben noch meinen Spaß über die lustigen Eidechsen, die da bei unserm Annähern äugten, rückwärts Hals und Kopf hoben und dann im Geröll verschwanden, als ich links von mir, wo eben ein Falter sich niederließ, frischgefallenen Kuhdünger bemerkte. Ich rief die Bastards an und zeigte auf das Gefundene. „Haben gesehen!“ riefen sie. Jetzt verdoppelte ich aber meine Aufmerksamkeit, denn nun war es uns klar, daß der Feind hier in der Nähe war. Ich machte die Nachfolgenden durch Stillehalten aufmerksam. Leise und möglichst geräuschlos ging es jetzt in den Dornenbusch hinein. Ganz merkwürdig, ich roch jetzt auch Rauch. Ich ließ die Spitze wieder halten und stellte mich in den Sattel, um etwas zu sehen. Doch ich bemerkte nichts, es war einmal wieder ein ganz ekliges, unübersichtliches Gelände. Ich ritt weiter. Da sah ich plötzlich die Bastards, wie sie nach links zu zeigten. Auch der rechte Flügelmann der Spitze gab Zeichen. Wir hielten und äugten. „Viehwächter!“ rief der Flügelmann mir leise zu. Jetzt bemerkte ich auch den Viehwächter dort, woher das Gebrülle einer Kuh kam. Während ich mich noch im Sattel hob, um besser beobachten zu können, krachte auch schon ein Schuß. Sie hatten uns bemerkt. Wir gingen ab, gaben die Pferde den Pferdehaltern und sprangen nun gleich weiter vor, wo wir bessere Übersicht hatten. Wir bemerkten die Schwarzen, wie sie schreiend aus ihrem Lager sprangen und hinter die Felsen und Klippen flüchteten. Noch ehe unsere Abteilung herangekommen war, gaben wir Schnellfeuer, um

Digitized by Google

trotz der großen Entfernung — 600 Meter — die Gelegenheit des guten Zielens auszunutzen. Aber auch der Feind säumte nicht mit seinem mächtig einsetzenden Schnellfeuer. Die Abteilung schwärmte rechts und links in unsere Linie ein und setzte gleichfalls mit Schnellfeuer ein. Wir hatten den Feind völlig überrascht, schade, daß wir gegenüber dem Feinde so wenig Mann waren, sonst hätten wir hier kurzen Prozeß machen können. Das Brüllen der Kühe und Ochsen, die links von uns waren, mischte sich in das Krachen der Gewehrschüsse. Auf einmal hörte ich ein Stampfen und Dröhnen des Bodens, ich drehte mich um und sah, wie hinter uns, mitten zwischen uns und den Pferdehaltern, das Vieh des Feindes durchbrach. Wir gingen weiter vor und im Laufe des Gefechtes bemerkten wir, daß der Feind wohl über 200 Gewehre stark war.

Die Gefechtslinie des Feindes war wie immer wieder recht weit ausgedehnt. Wir waren bis auf 400 Meter herangekommen und schossen recht tapfer.

„Links zieht sich der Feind ....“ Der Mann konnte seine Beobachtung nicht mehr vollenden, denn ein Schuß saß ihm mitten in der Stirn. Ich griff nach seinem Patronengurt. Seit dem Gefecht im Auobtal bin ich vorsichtig geworden. Ganz dort drüben war ja so ein schwarzer Satan. Der Kerl hatte sich wahrscheinlich zur Seite geschlichen! Plötzlich hörte ich hinter uns Schüsse. Das mußten die Pferdehalter sein. „Na, na,“ dacht' ich, „'s wird doch nichts Unrechtes sein?“ Da kam aber auch schon die Meldung: „Der Feind hat den linken Flügel umgangen und droht die Pferde wegzunehmen!“ Der Leutnant kommandierte den linken Flügel zur Schwenkung. Es war wirklich so, der Feind hatte sich, durch das Gelände gedeckt, unserm linken Flügel genähert. Zwar wurde sein Vordringen jetzt aufgehalten, doch zu vertreiben

Digitized by Google

war er nicht. Wie wild schoß er in unsere Reihen hinein. Jetzt kam die Meldung von den Pferdehaltern, daß ein Mann tot, ein anderer schwer verwundet sei. Auch vom rechten Flügel traf eine Hiobspost ein: Ein Unteroffizier war gefallen. Gleich darauf kam abermals von rechts die Meldung: „Der Feind geht zum Angriff vor!“ Sollten wir denn eingeschlossen werden? Heftiger rollte das Feuer dahin. Auch der rechte Flügel mußte eine Schwenkung machen, um sich den Feind vom Halse zu halten. Fast im Halbkreise lagen wir jetzt. Die Pferdehalter schossen noch ununterbrochen. Sie verlangten jetzt Unterstützung, da der Feind heftiger angriff. Der Leutnant befahl drei Mann dorthin.

Der rechte Flügel schien sich zu halten. „Auf dem linken Flügel geht der Feind zum Angriff vor!“ Schießend und brüllend drangen die Schwarzen heran. Fast die Hälfte unserer Mannschaft schoß jetzt auf diese Stürmer. Die meisten waren aufgestanden, um besser schießen zu können. Da endlich stockte des Feindes Vorwärtsdrängen, er ging zurück, da er im Vorgelände keine geeignete Deckung fand. Die Pferdehalter schossen noch ruhig weiter. Wir in der Mitte machten jetzt einen Sprung, um den Feind auf dem rechten Flügel mehr mit unseren blauen Bohnen zu füttern. Tausende von Kugeln zischten jetzt zwischen und über uns hinweg. Der Sanitätsunteroffizier, der einen Schwerverwundeten eben aus der Schützenlinie tragen wollte, fiel tödlich getroffen auf die Knie und mit dem Kopf auf die Erde. Der Feind wankte und wich nicht; er hatte ein ausgezeichnetes wohlgezieltes Feuer. Von links her wurden wieder zwei Verwundete gemeldet. Wir konnten nicht gut schießen, denn die Sonne schien jetzt gerade so blendend von der Seite und keine einzige Wolke spendete Schatten. Seit sechs Stunden lagen wir schon im Feuer. Von rechts

Digitized by Google

her mußten wir noch zwei Angriffe der Schwarzen abweisen. Ich war wieder recht matt geworden, die alte Kraft und die zähe Ausdauer waren doch seit meiner Verwundung geschwunden. Wir wagten noch einen kleinen Sprung und schossen kräftig in den Feind hinein.

Endlich sahen wir, wie die Zahl des Feindes immer schwächer wurde. Auch sein Gewehrfeuer hatte an Stärke abgenommen. Wir gingen abermals vor und während wir so lagen und schossen, däuchte es mich, als hörte ich vom Feinde her zwischen den dumpferen Knall der Henri Martinigewehre den schärferen Klang der 98er Gewehre. Es war so! Sollte uns vielleicht Hilfe nahen? Jetzt vernahmen wir ganz deutlich das Schießen von der anderen Seite. Der Leutnant kommandierte den letzten Sprung und mit Hurra warfen wir den Rest des Feindes aus seiner Stellung. „Schnellfeuer! Auf den abziehenden Feind!" Abermals hatten wir den Feind das Laufen gelehrt.

Nach Verlauf von einigen Stunden trafen wir auch die 5. Kompagnie. Wir freuten uns, als wir die Kameraden sahen und auch sie begrüßten uns mit Jubel. Sie hatten uns aus der Patsche gerissen; wer weiß, was mit uns geworden wäre, wenn sie nicht gekommen wären. Da wir von der Hitze des Gefechts und des Tages erschöpft waren, nahm sofort die 3. Kompagnie die Verfolgung des Feindes auf; leider erreichte sie ihn nicht mehr.

Unsere Verlustliste bei diesem Gefechte südlich von Amunuis lautet: Gefallen 2 Unteroffiziere, 4 Reiter. Verwundet: 1 Unteroffizier, 5 Reiter. Am andern Tage, als wir wieder mit der Kompagnie vereinigt waren, hielt unser Hauptmann eine Ansprache an uns. Er stellte uns vor die Front und sprach: „Hier stehen Eure tapferen Kameraden! Was sie geleistet haben, wißt Ihr. Ich kann Euch sagen, auf diese Männer kann ich mich verlassen.

Digitized by Google

Die ganze deutsche Armee kann stolz sein auf diese tapferen Helden. Großartig war ihre Leistung!" Dann drehte er sich zu uns herum und sprach: „Und Euch, Euch will ich im nächsten Gefechte wieder vorn haben!" Die Ansprache ging uns zu Herzen und wir freuten uns darüber. Ich konnte es mir aber doch nicht verbeißen, dem Leutnant heimlich zu sagen: „Für den 2. und 3. Januar im Auobtal hätten wir eigentlich zwei solcher Reden verdient!" „Stimmt!" sagte der Leutnant.

Wie der Hauptmann gesagt, im nächsten Gefechte, gar nicht lange Zeit danach, waren wir wieder vorn. Der liebe Gott, der mich bisher so wunderbar beschützt hat, nahm mich auch diesmal in seinen gnädigen Schutz.

Grüße Deine Eltern und Deine Schwester bestens von mir, insbesondere aber sei Du tausendmal gegrüßt von

Deinem
treuen Freunde
Karl.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Verzeihe mir vielmals, daß ich Dich über 1/4 Jahr lang auf einen Brief habe warten lassen. Aber da ich meistens unterwegs war, viele Strapazen und Anstrengungen zu erdulden hatte, selten Gelegenheit zu schreiben fand, auch selten eine Verbindung anzutreffen war, die meinen Brief hätte befördern können, so unterblieb das Schreiben. Jetzt hätte ich wohl mehr Zeit, aber leider muß ich es mir auf Befehl des Arztes versagen.

Wie Du siehst, bin ich wieder im Lazarett. Am 13. August wurde ich im Gefecht bei Nubib schwer verwundet. Ich erhielt drei Schüsse: rechten Unterschenkel (Knochensplitter), linke Schulter, Gesäß. Gern würde ich Dir Näheres über das Gefecht berichten, doch das Schreiben greift mich noch recht an. Daher mußt Du Dich wohl bis auf meine Heimkehr vertrösten, denn ich glaube, mit meiner Kriegführung wird es wohl nun zu Ende sein.

Der Hauptkrieg ist ja wohl auch als beendet zu betrachten. Der Kleinkrieg dagegen wird noch eine Zeitlang dauern, aber ich bin der festen Überzeugung, daß unsere Truppen auch hier bald den Sieg davontragen werden.

Digitized by Google

Für mich habe ich nur den einen Wunsch, daß mein Bein nicht schlimmer werden möge. Gott hat ja schon oft mein Gebet erhört und er wird gewiß auch diesmal meine Bitte erfüllen. Sollte ich nicht wieder zur Truppe kommen können, so freue ich mich doch, hier für meinen Kaiser und für mein Vaterland gekämpft zu haben. Auch Afrika ist unser Vaterland, denn Afrika ist deutsch und wird auch deutsch bleiben. Der Dichter Martin Greif hat recht, wenn er singt:

„Deutsch-Afrika, ob auch von dir
Uns trennt der Ozean,
Wie Heimatküste mutet schier
Dein fremder Strand uns an.
Die Palme grüßt herüber dort,
Wo mancher Held uns ruht,
Ja, uns gehörst du fort und fort,
Erkauft durch deutsches Blut!"

Ich muß wohl doch nun schließen. Entschuldige die Kürze des Briefes. Vielleicht können wir uns bald mündlich desto länger unterhalten.

An alle sende ich die herzlichsten Grüße.

Dein treuer Freund

Karl.

Digitized by Google

Lieber Freund!

Spätestens in 14 Tagen werde ich Afrika verlassen, um meine Heimreise anzutreten. Ich freue mich recht auf unser Wiedersehen und diese Karte soll Dich nur auf mein Kommen vorbereiten. In sechs oder acht Wochen also bin ich bei Dir.

Ich befinde mich — Gott sei Dank — wieder recht wohl. Wenn ich auch noch etwas lahm gehe, so glaube ich doch wieder vollständig gesund zu werden.

Grüße alle, alle recht herzlich von mir.

Auf ein fröhliches Wiedersehen freut sich

Dein treuer Freund

Karl.

Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.

Digitized by Google

H. W. Schmidt's Verlagsbuchhandlung Gustav Tauscher
Jena.

Märchen und Sagen der afrikanischen Neger.

Gesammelt von

T. von Held.

Mit Buchschmuck von G. Nehring

und einer Einführung von General von Liebert.

Geheftet 3 Mk., geb. in Originalband 4 Mk.

Abgesehen von dem literarischen hat daher dies Buch einen hohen praktischen Wert. Man sollte es jedem mitgeben, der in Afrika nach irgend einer Richtung hin tätig sein will. Jeder Schüler des Orientalischen Seminars wie der verschiedenen Kolonialschulen sollte es in die Hand bekommen, um den Ideenkreis genau kennen zu lernen, in dem sich die Eingeborenen bewegen, unter denen er künftig leben soll.

Der Sammlerin aber, die im fernen Südafrika unermüdlich ihre Studien fortsetzt, gebührt der Dank aller Deutschen, die ein Interesse an der Machtentfaltung ihres Vaterlandes über See nehmen.

Digitized by Google

H. W. Schmidt's Vorlagsbuchhandlung Gustav Tauscher
Jena:

Was ist Volkskunde

und

wie studiert man dieselbe?

Von

Karl Knortz.

Dritte Auflage.

Geh. 1 Mk. 50 Pf., geb. 2 Mk. 50 Pf.

— — Wenn wir Knortz als einen Bahnbrecher auf diesem Gebiete nannten, so tun wir dies in ähnlichem Sinne wie die Gebrüder Grimm als die Bahnbrecher für die deutschen Märchensammler aufgefaßt worden sind.

— — Kurz, es ist eine Fundgrube für Gelehrte und Laien zugleich. (Freidenker, Milwaukee).

Mustersammlung deutscher Gedichte.

Für höhere Lehranstalten, Bürgerschulen, Privat-Institute und für das deutsche Haus mit Berücksichtigung der neuen deutschen Rechtschreibung.

Herausgegeben von

A. L. Wolff.

23. Auflage. Gebunden 2 Mk.

Digitized by Google

Rm.
7 plates

Digitized by Google

Digitized by Google

JAN 24 1911

FEB 3 1912

DEC 12 1913

G. E. STECHERT & CO. NEW YORK

Digitized by Google

Digitized by Google